



**Großstadt-Dokumente**

**Schwere  
Jungen**

von

**Hans Hyan.**

G. h.

**Band 28.**

**Mark I.**

**Edition Zulu-Ebooks.com**

EDITION ZULU-EBOOKS.COM

– <https://zulu-ebooks.com> –

# Schwere Jungen

von

Hans Hyan

Nach der 4. Auflage des  
Verlags Hermann Seemann Nachf., Berlin (ca. 1907)

————— Großstadt-Dokumente. —————  
Band 28. Herausgegeben von Hans Ostwald. Band 28.  
—————

# Schwere Jungen

von

Hans Hyan.

4. Auflage.



Berlin NW. 87, Wullenweberstr. 8.  
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger.

# Vorwort.

Seit den Tagen, wo man jeden Gelegenheitsdieb aufhing und den Einbrecher vierteilte, lebendig begrub oder einäscherte, hat sich in unserm guten Deutschland mancherlei in der Strafrechtspflege geändert. Und damit dies geschehen konnte, mußten sich vor allen Dingen die Ansichten und Meinungen der „ehrlichen Leute“ zu einer grundlegenden Umwandlung bequemen. Das Volk gibt ungerne seine Vorurteile auf, zumal wenn sich mit ihrer Beibehaltung individuelle Rachegeleüste oder persönliche Momente verknüpfen. Und natürlich gehört eine große Selbstüberwindung dazu für den, der geschädigt wird, seinen Schädiger gerecht zu beurteilen. Aber es gehört dazu nicht allein eine Selbstüberwindung, sondern auch die erhöhte Intelligenz desjenigen, der willens und imstande ist, sich ganz objektiv in das Seelenleben Andersgearteter oder durch widrige Lebensumstände Andersgewordener zu versenken.

Wir haben heute schon so etwas wie eine Kriminalpsychologie, aber zu einer praktischen Anwendung dieser Wissenschaft kommt es noch sehr selten. Der Richter, dessen ganzer Lebensgang ihn in den seltensten Fällen dazu befähigt, sich in die Seelen jener Hunderttausende von Armseligen hineinzusetzen, welche an jedem neuen Tage vor dem großen Nichts stehen, der könnte nur bei der intensivsten und von hohem Verstand geleiteten Arbeit sich ein Bild jener dunklen Abgründe machen, in denen Verbrechen und Laster gedeihen. Wo aber sind die Leute, die bei mäßigem Gehalt und spärlicher Beförderung und in einer Stellung, welche den Größenwahn geradezu züchtet, jene kolossale Arbeitsenergie aufbringen und sich die maßvolle Bescheidenheit bewahren, die unserm Richterstand eigen sein müßte, wenn er seiner Aufgabe, gerade dem ungebildeten Volke gegenüber, gerecht werden sollte?! ...

Ich will nicht behaupten, daß man richterlicherseits kein Interesse für den Proletariatsverbrecher habe und daß man ihn einfach als menschlichen Abgang betrachte, dem gegenüber Gerechtigkeit nicht notwendig erscheint; aber das will ich behaupten und das kann jedermann in unsern Gerichtssälen nachprüfen, daß ein sehr großer Teil der Strafrichter sich nicht die geringste Mühe gibt, das Verbrechen und seine Urheber vom Standpunkte der Besitzlosen aus zu prüfen. Und nie werde ich die Äußerung eines, übrigens adligen, Vorsitzenden vergessen,

der, mit seinem Gerichtshof über den Antrag des Staatsanwaltes um das dreifache hinausgreifend, einen bisher noch völlig unbestraften Einbrecher zu drei Jahren Zuchthaus verurteilte und dieses Strafmaß mit den frivolen Worten begründete:

„Es erschien opportun, die menschliche Gesellschaft so lange als möglich von derartigen Individuen zu befreien.“

Aber auch unsere Kriminalwissenschaftler, ja, selbst die klugen, gebildeten und wohlmeinenden unter unsern Polizeileuten, tappen bei der Beurteilung verbrecherischer Neigungen und Instinkte vielfach im Dunkeln.

Zwar sagen uns die Ärzte, welche schrecklichen Verheerungen besonders der Alkohol im menschlichen Organismus anrichtet, und es ist eine in der Theorie längst anerkannte Tatsache, daß auf einem so geschwächten, zerrütteten und deformierten Menschenleibe auch ein Kopf sitzt, dessen Gehirn die wunderbarsten und oft erschreckendsten Plagen zeitigt. Es bezweifelt ferner heute niemand mehr, daß die Kinder solcher Männer und auch Frauen, umsomehr, da sie größtenteils im Alkoholrausch gezeugt werden, schon die sonderbarsten und erschreckendsten Verzerrungen der Gehirngänge mit auf die Welt bringen. Aber von der theoretischen Anerkennung dieser experimentell bis zum Überdruß erwiesenen Lehrsätze, bis zu der Nutzenanwendung im bürgerlichen resp. im nichtbürgerlichen Leben scheint der Weg für den menschlichen Geist vorläufig noch zu lang zu sein. Wie wäre es sonst möglich, Kinder, bei denen das kontrollierende Oberbewußtsein noch wenig vorhanden ist oder doch in jedem Affektzustand ausschaltet – wie wäre es möglich, so arme und bedauernswerte Geschöpfe auf den Befehl einer hohen Obrigkeit noch unglücklicher zu machen, indem man sie dem verpestenden Einfluß der Gefängnisse und sogenannten Besserungsanstalten aussetzt?! ...

Es gibt unter unseren Polizei-, Gerichts- und richterlichen Beamten sicherlich eine große Anzahl warmer und wohlwollender Herzen, die der Not und dem Elend durchaus nicht gleichgültig gegenüberstehen. Aber im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende hat sich der Gedanke, ein „Verbrecher“ müsse vor allen Dingen „bestraft“ werden, so tief in den menschlichen Geist hineingewurzelt, daß wir, die wir tiefer zu sehen lernten, mit unserer Mahnung, jene Entarteten erst wirklich kennen zu lernen, nur schwer durchdringen.

Und in der Tat stellen sich dem, der in diese Welt voll grauen Nebels hineinzublicken versucht, besonders im Anfang fast unüberwindliche

Schwierigkeiten in den Weg. Die Verbrecher selber tragen nicht am wenigsten dazu bei, diese Hindernisse hervorzubringen und scheinbar wenigstens unbesieglich zu machen.

Denn diejenigen, welche später ihre Taten beurteilen sollen, sind so gut wie niemals imstande, in jene von Schmutz und Gemeinheit starrenden Tiefen hinabzusteigen, die das Lebenselement der Kreise sind, aus denen sich der Gewohnheitsverbrecher rekrutiert. Mithin ist also selbst der gewissenhafte Beurteiler fast durchweg auf die Beobachtung des Verbrechers in der Gefangenschaft angewiesen. Und wenn schon das gefangene Raubtier seine Lebensgewohnheiten im Käfig ändert und viele der in der Wildnis gezeigten Eigenschaften ablegt, so bringt den verbrecherischen Menschen seine bewußte Intelligenz, seine Wahrnehmungsgabe und Vergleichskraft sehr bald dazu, seinen Instinkten unter den Augen der Beobachter ein sanftes Mäntelchen umzuhängen und sie mit voller Absicht über das, was in seiner Seele vorgeht, zu täuschen.

In den meisten Fällen werden besonders die Schwerverbrecher, die mehrere Jahre Zuchthaus abzubüßen haben, ebenso wie die Mörder, denen es an den Kragen gehen soll, in wenigen Tagen fromm. Und gerade bei solchen Menschen ist die an den Gefängnisgeistlichen gerichtete Bitte, ihnen statt des im Schränkchen liegenden Neuen Testaments eine vollständige Bibel zu geben, nichts Seltenes.

Eine leicht nachzuprüfende Tatsache ist es ferner, daß die so sehr begehrten Kalefaktorenstellungen fast durchgehend mit den abgefemtsten Rückfälligen besetzt sind. Diese haben nämlich begriffen, daß im Gefängnis jeder Widerspruch aufhören muß und daß man durch eine ostentativ zur Schau getragene Bereitwilligkeit zur Arbeit den besten Eindruck erzielt. Selbst oft von Grund aus gemeine Naturen, welche aber trotzdem die bei Verbrechern fast immer vorhandene Teilintelligenz besitzen, erkennen ohne weiteres, daß man dem Aufseher oder Arbeitsaufseher nur ein wenig um den Bart zu gehen braucht, um sich Vorteile zu verschaffen. Sie verzichten gern auf das Recht, sich in allen Fällen von Ungerechtigkeit zu beschweren und so wenigstens einen Rest ihrer Menschenwürde zu bewahren, weil sie sich sagen, daß man durch Nachgiebigkeit in jedem Fall leichter zu Schmalz und Wurst kommt.

Und sie, deren Seelenleben das einzig wahre Objekt für den Kriminalpsychologen bergen könnte, werden, einmal inhaftiert, für den Wissenschaftler sofort ungeeignet durch ihre vollkommen bewußte

Heuchelei und Verstellung. Ja, was noch schlimmer ist, sie verführen ihn, wenn er nicht energischen Geist genug besitzt, um durch diesen Vorhang hindurchzusehen, zu Trugschlüssen, unter denen dann die allgemeine Erkenntnis zu leiden hat.

Wirklich zu verstehen ist der Verbrecher nur aus seinem ganzen Lebensgange. Und vornehmlich aus den Abschnitten, die er in der Freiheit verlebt.

Mich haben besondere Lebensschicksale und ein schon früh aufkeimendes starkes Interesse für diese Menschenspezies mancherlei Einblick tun lassen in ihr Leben, und ich will versuchen, hier einen gedrängten Abriß ihrer Wesenheit mit all ihren inneren und äußeren Beziehungen zu geben. Ich verfolge auch hierbei, wie bei den meisten meiner, in einer Reihe von Jahren entstandenen Arbeiten, den Zweck, für diese, von der Allgemeinheit mit Entsetzen und Wut betrachtete Menschenkategorie einzutreten, das Verständnis für die Wurzeln ihrer Handlungen zu fördern und so nicht allein ihr Schicksal zu mildern, sondern im konsequenten Fortgange des immer heller aufleuchtenden Humanitätsgedankens die Häufigkeit des Verbrechens zu mildern und ihm den Boden allmählich abzugraben. Denn es besteht für mich kein Zweifel, daß, je einsichtsvoller der Verbrecher, das heißt, besonders der jugendliche resp. erst einmal strauchelnde, behandelt wird, das Verbrechen an sich immer mehr verschwinden und zum Schluß, besonders wenn die soziale Gesetzgebung ihre Schuldigkeit tut, nur das *crimen pathologicum*, das Verbrechen aus Leidenschaft, übrigbleiben wird. Man wird mich daraufhin einen Idealisten schelten, aber wer für eine große Sache kämpft, braucht seine Ideale und darf sie sich nicht rauben lassen.

## I.

# Wie man Verbrecher züchtet

Fritz Neumann war ein Berliner Junge, der seine Eltern früh verloren hatte. Der Vater, ebenso wie die Mutter von einer Typhusepidemie hingerafft, war Sergeant gewesen, und so kam das einzige Kind der beiden Leute, eben jener Fritz, in das Militärwaisenhaus nach Potsdam.

Die Leitung des Waisenhauses stellte, als man später bei ihr anfragte, dem jungen Menschen kein anderes Zeugnis aus, wie den meisten seiner Kameraden: er hatte getan, was ihm befohlen worden war, und der Teufel hätte ihn geholt, wenn er sich widersetzt hätte.

Da Fritz keine Lust hatte, Militär zu werden, so kam er zu einem Schlosser in die Lehre und lernte dort dasjenige Handwerk, welches leider die beste Vorschule für Verbrecher gibt.

Doch mußte ihm dieser Beruf wohl auch kein besonderes Plaisier bereitet haben, er wandte sich ab und ging zur Post. Diese Reichsanstalt, welche, wie die meisten staatlichen Institutionen, gerade ihre Unterbeamten viel zu gering besoldet, verwendete den jungen Menschen mehrere Jahre in ihrem Dienst, zu den mäßigen Bedingungen, welche nicht angestellte Leute dort genießen, und fand, als die Zeit gekommen war, wo Fritz Neumann seine feste Anstellung beanspruchen durfte, heraus, daß der junge Mensch sich vor Jahren als Zögling des Militärwaisenhauses einmal den Arm gebrochen habe und somit Halbinvalide und zur Anstellung im staatlichen Dienste nicht befähigt sei. Zu derselben Arbeit als nicht angestellter Beamter war er indessen befähigt gewesen. Nun mußte er sein Bündel schnüren, den Rock mit dem roten Kragen ausziehen und konnte sich ernähren, wie er wollte. Das Handwerk, das er wohl kaum vollkommen erlernt und jedenfalls nicht hinreichend geübt hatte, bot ihm die Möglichkeit, hier und da Beschäftigung zu finden, wie sie der Berliner Gelegenheitsarbeiter eben bekommt. Was er in der Zeit macht, wo er keine Beschäftigung bekommt, wovon er während dieser Zeit lebt, das kümmert natürlich niemanden.

Nun hatte dieser Fritz Neumann, so gut wie andere Menschen, Bekannte und Freunde, mit denen er die Schulbank gedrückt hatte.

Von denen war der eine ein ordentlicher, brauchbarer Mensch geworden, den andern hatte vielleicht die Welle des Glücks

emporgetragen, und wieder andere hatten Leichtsinn, Verführung und Not hinabgerissen in den Strudel.

Wer weiß, wer dem hübschen, kräftigen Menschen von neunzehn Jahren zuerst das Wort ins Ohr flüsterte: „Um leben zu können, braucht man nicht gerade arbeiten! Es geht auch anders, und wenn die, die mehr haben wie wir, uns freiwillig nichts geben wollen, so nehmen wir es uns gegen ihren Willen!“

Er arbeitete damals gerade auf einem Kabelwerk. Und in der großen Verhandlung, als er wegen Mordes vor dem Richter stand, sagte er, ohne eine Spur von innerer Erregung: „Ja, wissen Se, Herr Vorsitzender, ick hätte janz jerne weitergearbeitet, aber et war eben alle. Und nu looft man rum und meld' sich hier und meld' sich da und schiebt Kohldampf<sup>[1]</sup>, und schließlich wird einen det zu ville, und denn jeht man hin und dreht 'n Ding<sup>[2]</sup>.“

„Na, haben Sie denn nicht Angst vor'm Gefaßtwerden und vor der Strafe, wenn Sie so des Nachts auf diese schlimme Beschäftigung ausgehend?“ fragte ihn der Richter.

„Nee, det is mir jerade so, wie wenn 'n anderer uff Arbeit jeht ... Wat soll ick 'n da Angst haben! Faß ick wat, denn is et jut, und wenn se mir kappen, denn jeh ick eben mit und laß mir verschütten<sup>[3]</sup>.“

„Ja, es kann doch aber nun auch zu einem Rencontre mit dem Bestohlenen kommen,“ sagte der Richter, „und die Anklage nimmt an, daß es in diesem Falle dazu gekommen ist und daß Sie das alte Fräulein, welches Sie wahrscheinlich beim Stehlen überrascht hat, ermordet haben.“

Ohne daß eine Muskel seines Gesichtes sich verzog, nur mit jenem Achselzucken, in dem sich die ganze Pomadigkeit des Berliner Proletariers offenbart, erwiderte Fritz Neumann: „Wat soll ick dazu sagen, Herr Präsident, ick wa't nich, und damit jut! Wenn de Polizei durchaus eenen sucht, den se 'n Kopp vor de Beene legen mechte, na, dagegen kann ick denn eben nischt machen, aber ick kann nich anders sagen, als ick bin unschuldig.“

Und dabei blieb Fritz Neumann, all' den ihn belastenden Zeugenaussagen gegenüber. Er behielt seine Ruhe und verlor sie auch dann nicht, als sein schon fast entschiedenes Schicksal sich infolge eines unvorhergesehenen und bedeutsamen Zeugnisses verschob und er, der gewiß seinen Kopf schon verloren gegeben hatte, von der Anklage des Mordes freigesprochen wurde.

Freilich haben ihm die Richter für eine ganze Anzahl bewiesener und zum Teil selbsteingestandener Einbruchsdiebstähle sieben Jahre Zuchthaus gegeben. Und wenn das Erkenntnis jenes Geschworenen-Gerichtes unrichtig war, wenn Fritz Neumann trotz der ihn entlastenden Aussagen die alte Lehrerin erschlagen hat, so mögen die Nächte dieses Mannes, die er einsam in seiner vergitterten Zelle verbringt, wohl oft schlaflos und von blutigen Träumen gequält sein.

Gerade dieser Mann aber ist ein Beispiel dafür, daß die Redensarten von dem Mordbuben, der von vornherein für sein schauriges Metier bestimmt ist, in den meisten Fällen eben auch nichts weiter sind, als verallgemeinernde Phrasen, mit denen sich die große Menge über ihr rätselhafte Lebensvorgänge hinweghilft.

Vier Dinge sind es, die für gewöhnlich dazu gehören, einen schweren Verbrecher zu machen: Ein gut Teil körperliche und daher auch seelische Kraft, Intelligenz, dann der Mangel einer stützenden und schützenden Hand in der Jugend und die verführenden Lebensumstände, die beim Proletarier fast immer in der Nähe liegen. Es ist durchaus nicht wahr, daß alle Schwerverbrecher rohe und brutale Menschen sind. Im Gegenteil habe ich darunter Leute kennen gelernt, die stundenlang mit einem Kinde spielen konnten, die mit jedem Tier Mitleid hatten und die gaben, solange sie selbst einen Pfennig in der Tasche hatten. Aber freilich ruft der schonungslose Kampf, den die Gesellschaft in berechtigtem Interesse gegen solche Elemente führt, eine äußere Härte bei diesen hervor, die dem nicht tiefer Sehenden als Brutalität ohnegleichen vorkommen mag.

Der Gewohnheitsverbrecher, das heißt Einbrecher, geht nur sehr ungerne zur offenen Gewalttat über. Er vermeidet nach Möglichkeit, daß Rötel gemacht<sup>[4]</sup> wird, denn er weiß genau, daß die Wahrscheinlichkeit, bei Kapitalverbrechen gefaßt zu werden, sehr groß ist, besonders für den, dessen Konterfei und anthropometrische Daten<sup>[5]</sup> die Kriminalakten nicht nur seines Heimatlandes, sondern auch noch der Nachbarstaaten zieren.

Aber worüber er selbst keinen Augenblick im Zweifel ist, das ist die Gegensätzlichkeit zwischen den eigenen Anschauungen vom Leben und der bürgerlichen Moral. Sobald der Einbrecher das erstemal im Gefängnis gesessen und Zeit gehabt hat, über seine Existenz nachzudenken, wobei ihn übrigens Zellengenossen und Nachbarn noch nach Möglichkeit aufzuklären versuchen, so weiß er auch, daß er ein Feind der Gesellschaft ist, deren Verfolgungen er zu fürchten, mit List

und Schlaueit zu bekämpfen und nötigenfalls mit Gewalt unwirksam zu machen hat.

Denn ebenso wie es trotz aller wissenschaftlicher Erkenntnis der bürgerlichen Gesellschaft noch immer nicht in den Kopf will, daß die sogenannte Strafe (an sich ein Verderben bringender Ausdruck) nicht sowohl als Vergeltung, wie als Besserung aufgefaßt und angewandt werden sollte – ebenso glaubt der Verbrecher keinen Augenblick daran, daß man ihn zu einem besseren Menschen machen will oder daß überhaupt jemand um sein Schicksal Sorge trägt.

Es ist nicht wahr, daß die meisten von diesen Leuten undankbar sind, wenn sie gut behandelt werden. Im Gegenteil! Ein Strafanstaltsdirektor, der neben seinem Juristentum auch als Schriftsteller tätig ist und der die Sache dieser Entrechteten zu seiner Herzensangelegenheit macht, versicherte mir persönlich, daß ihm noch kein Strafgefangener vorgekommen wäre, den er nicht nach kurzer Zeit mit Worten zu bändigen vermochte. Allerdings erwerbe er sich das Vertrauen seiner Leute auch nicht dadurch, daß er sie bei Wasser und Brot in den finstern Keller<sup>[6]</sup> setzte, sondern indem er mit Zartheit und mit Güte in ihr Leben und ihre Vergangenheit einzudringen versuchte und ihnen während der schweren Zeit der Gefangenschaft jede nur mögliche Erleichterung verschaffte.

Nur so eine rein menschliche Einwirkung, die aus warmem Herzen herauskommt, kann von Einfluß auf so verdüsterte Seelen sein. Der Staatskirchen-Religion, welche man immer wieder, neben schwerer und ungesunder Arbeit und möglichst unzutraglichen Lebensbedingungen, als Helferin herbeiruft, wird die Besserung von Verbrechern selten oder nie gelingen. Wohl aber bietet sie den zur Heuchelei veranlagten Naturen eine Handhabe, um sich ihr Leben im Gefängnis oft bedeutend zu erleichtern.

Auch wird hier und da die Ansicht laut, daß es ganz überflüssig sei, sich mit Besserungsversuchen und Humanitätsbestrebungen an derartigem „Auswurf der Menschheit“ zu betätigen. Man mache diese Schädlinge einfach unschädlich und überlasse sie im übrigen ihrem Schicksal! ... Solche Anschauungen, die gar nicht so selten sind heutzutage, haben für unser Zeitalter, in dem der ja sehr anfechtbare Patriarchalismus von einer oft erschreckenden Unbekümmertheit der Besitzenden um die Besitzlosen abgelöst worden ist, für manche Leute etwas sehr Verführerisches. Aber ganz abgesehen davon, daß jeder der Besitzenden in der Gefahr schwebt, durch die verbrecherische Tätigkeit

jener außerhalb der Gesellschaft stehenden Elemente mitbetroffen zu werden, fände eine derartige Sozialpolitik auch in sich selbst ihre ärgste Verurteilung. Denn zweifellos ist das Verbrechen nur eine letzte und stärkste Äußerung jener überall gärenden Unzufriedenheit, die den Besitz überhaupt bedroht und die, in der Meinung, eine gerechte Verteilung der Lebensgüter herbeiführen zu können, mit immer verstärkter Kraft an den Grundpfeilern des Kapitalismus rüttelt. Das Verbrechen ist heute keine Polizeifrage mehr, jeder Gebildete und jeder Besitzende hat sich mit ihm abzufinden.

## II.

# Baldower und Flatterfahrer

„Bottenwilhelm“, nach den Schuhen so genannt, die er immer viel zu groß trug, und das „Frettchen“ trafen sich eines Vormittags in der Volkskaffeehalle in der Müllerstraße.

„Na, Du olles Spinde“, meinte Bottenwilhelm, „Dir habe ick doch mindestens fünfhundert Jahre nich mehr jesehen!“

Frettchen, ein kleiner, hagerer Mensch, zuckte die Achseln und sagte mit einem kalten Lächeln: „Mir haben se wieder mal 't Schwimmen<sup>[7]</sup> beigebracht ... anderthalb Jemmchen<sup>[8]</sup> ...“

„Na und nu?“ meinte Bottenwilhelm, ein richtiger Schlaks, mit langen, herabbaumelnden Armen und ungewöhnlich großen Füßen, die durch die alten und ausgetretenen Gummizugstiefel geradezu unförmlich wurden.

„Und nu,“ sagte Frettchen, „na, nu wird eben wieder wat geschoben<sup>[9]</sup>.“

Der Andere nickte. „Ick hätte wat, Mensch ... Aber die Winde<sup>[10]</sup> müßte erst noch baldowert<sup>[11]</sup> werden ... Det Anfassen<sup>[12]</sup> is da det wenigste! ...“

„Na, wir dürfen det alle beede nich,“ sagte Frettchen mit großer Bestimmtheit. „Bei uns beede scheint die Sonne zu hell<sup>[13]</sup>. Aber ick jloobe, wenn wir hier noch 'n bicken warten, denn finden wir „Pritzeln“, und det Kind hat's raus! ... Der Junge is erst vierzehn Jahre alt, aber der hat 'ne Zukunft, sag ick Dir! Der hat 'ne Zukunft! ...“

Sie holten sich beide eine Schale Kaffee vom Buffet und ließen sich nieder, wobei Bottenwilhelm ein paar Cigaretten spendierte.

Es dauerte auch nicht lange, so schlenderte zwischen den Reihen der Tische und Bänke hindurch ein Bengel, den niemand für vierzehn Jahre gehalten hätte. Nur das schon von allen Lastern gestreifte und früh verwelkte Gesicht des Jungen deutete darauf hin, daß er älter sei, als er aussah. Im übrigen hätte man ihm keine zehn Jahre gegeben mit seinem kleinen, engbrüstigen und offenbar rachitischen Körper.

Er kam ganz dicht an die beiden heran, dann sagte er, das breite Maul zu einem frechen Grinsen verziehend: „Na, Ihr beiden Chochems<sup>[14]</sup>, bei

Euch is wohl Dalles, Bruch und Compagnie?<sup>[15]</sup> ... Ick sehe schon, Ihr habt noch Euern Bürgerbrief<sup>[16]</sup> in de Tasche ...“

„Bei Frettchen kannst recht haben“, meinte Bottenwilhelm, „aber ick bin schon eine ganze Weile koffischer<sup>[17]</sup>, wir wollen ’n Masematten<sup>[17a]</sup> schieben!“

„Und den soll ick ausblenden<sup>[18]</sup>, nich wahr?“ meinte der Kleine mit listigem Blinzeln. „Aber nee, det gloobt man nich, nachher setzt Ihr mir wieder mit’n Arm in’t Nasse<sup>[19]</sup> und teilacht<sup>[19a]</sup> mit den Zaster<sup>[20]</sup> ...“

Es war wahr, die Beiden hatten den Kleinen bei genau demselben Geschäft schon einmal arg betrogen, und so hielt es denn jetzt sehr schwer, ihn wiederum zu veranlassen, daß er den Blinder<sup>[21]</sup> machte.

Schließlich einigten sie sich trotzdem und gingen immer die Müllerstraße hinauf, hinaus nach Tegel.

Dort in einer Seitenstraße stand eine freundliche kleine Villa, und auf diese zeigten die beiden Gauner von ferne: „Der Mann hat das Haus verkooft“, sagte Bottenwilhelm, „und Du, Pritzel, Du mußt nu rauskriegen, wo det Jeld liegt ...“

„Na, woher weeßt Du denn det“, fragte der Kleine, „det a vakooft hat?“

„Von meine Braut ... Ihr kennt se doch, die dicke Emme ... wie sie ihr aus Fürsorge<sup>[22]</sup> entlassen haben, hat se da ’n Dienst gekriegt, und vorgestern is se jetürmt<sup>[23]</sup> und natürlich gleich bei mich hin! ... Ick denke, mir laust der Affe, wie ick so bei’t Frühstück sitzen tue und mein Emmeken kommt rin ... Also natürlich jab et zuerst ’n Süßen und denn noch ’n paar, und denn sagte sie mich, et wäre da wat zu schieben. Der Olle hatte jerade den Tag, wo se wegging, den Kies<sup>[24]</sup> gekriegt, und nu jing det Gesabbere immerzu, wo se mit hinsollten ... Aber heute müßt’ et noch sind, heute abend! ... Denn morgen, da is’ sicher zu spät ... Wenn die Emme nich so dusselig gewesen wäre, denn wär se wenigstens noch so lange geblieben, det se gesehen hätte, wo der Olle die Asche vergraben hat<sup>[25]</sup> ...“

„Am Ende hat er sie doch schon ins Geideck<sup>[26]</sup> jetragen“, sagte Frettchen.

Aber Bottenwilhelm versicherte, daß dies nach der Art der beiden sehr vorsichtigen und bedächtigen Leute wohl ganz ausgeschlossen sei.

Und so wurde denn der Kleine abgeschickt und machte sich auch sofort seelenruhig auf den Weg.

Die beiden andern gingen wieder in die Kneipe und tranken dort 'n Schnaps.

Der Kleine hatte unterdessen an dem Zaun der von einem Garten umgebenen Villa geklingelt und mußte eine ganze Zeit warten, bis das Dienstmädchen kam und ihn fragte, was er wollte. Inzwischen aber bellte hinter'm Hause unablässig ein offenbar sehr giftiger Hofhund.

Dann ließ das Mädchen den Jungen in den Garten und sagte auf seine Bitte um etwas Essen: „Ich werde die Frau fragen.“

Wie sie sich aber umdrehte, ging der Kleine ohne Besinnen hinter ihr her und trat gleichzeitig mit ihr in den Hausflur. Gleich rechts stand eine Tür halb offen. Pritzel schlich sich näher und sah einen Mann, der Geld zählte. Aber er mußte schnell wieder zurücktreten, denn schon kam die Frau aus der Küche mit einem Napf voll grüner Bohnen und Kartoffeln, die der Kleine unter vielen Dankesworten aufaß.

Er wußte ja schon, was er wissen wollte. So konnte er sich schnell auf die Beine machen, wie er seien Napf leer hatte.

Wieder bei seinen Genossen, sagte er, ihnen alles haarklein erzählend: „Aber die Töle müßt Ihr verbeckern<sup>[27]</sup> ...“

„Ja, die muß stille gemacht werden,“ sagte Frettchen. „Aber das laß man meine Sorge sein.“

„Also heute nacht fällt der Masematten<sup>[28]</sup>,“ meinte Wilhelm, „den Klamonis<sup>[29]</sup> und Tantel<sup>[30]</sup> bring ich mit.“

„Und wenn einer dazukommt?“ fragte der Kleine.

„Denn kriegt er eins mit de Elle<sup>[31]</sup> gewinkt,“ sagte Frettchen, „kann ja die Neese davon lassen!“

„Und den Pejer<sup>[32]</sup> bringst Du mit?“ fragte Wilhelm den Genossen.

„Ja, ja, die Hauptsache is, daß keine Pallopeten<sup>[33]</sup> in der Nähe sind!“

„Na, davor stehe ich ja Schmiere<sup>[34]</sup>,“ feixte der Kleine. „Un so schwer is es ja auch nich, es is doch man 'n einfacher Kasten, wo das Geld drin liegt.“

„Aber verschütt gehen kann man dabei doch ... dazu is immer Zeit ...“ -----

In der folgenden Nacht wurde dem Rentier Krause in Tegel die auf sein Haus empfangene Anzahlung von zehntausend Mark mittels gewaltsamen Einbruchs entwendet, nachdem die Diebe vorher den sehr scharfen Hofhund mit einem Stück Fleisch, das mit Krähenaugen vergiftet war, getötet hatten.

Niemand von den Bestohlenen dachte daran, daß das kleine, blasse Jungchen, welchem Frau Krause zu Mittag von ihren Bohnen gegeben hatte, derjenige gewesen sein könnte, der diesen frechen Diebstahl ausgekundschaftet hatte.

Erst als eine geraume Zeit später Bottenwilhelm sich mit der dicken Emma entzweite und diese ihn verpiff, kam es heraus, wer die Urheber des Verbrechens waren.

Aber das verbrecherische Kind wurde auch da nicht gefaßt. Seine beiden Komplizen dachten gar nicht daran, ihn zu verraten.

Und so wie in diesem Falle werden vielfach bettelnde Kinder, aber auch Erwachsene, dazu benutzt, Diebstähle auszubaldowern. In anderen Fällen kommen Händlerinnen mit Nadeln, Zwirn und ähnlichem Kleinkram, Frauen, die Gratulationskarten oder irgend eine Schnurrpfeiferei feilbieten, denen aber viel weniger daran liegt, etwas zu verkaufen, als in die Wohnungen hineingelassen zu werden, um dort mit ihren flinken Spitzbubenaugen die Gelegenheit zum Diebstahl auszuspähen.

Vielfach indessen ist es einer von der Chrawusse<sup>[35]</sup> selbst, der sich dieser Mühe unterzieht. Er erscheint im Laufe des Tages in der blauen Bluse und mit einem Blechkännchen, angeblich um nachzusehen, ob noch genug Wasser auf dem Gasometer ist, bei welcher Gelegenheit er dann erklärt, daß der Gasgeruch, der sich in der Wohnung bemerkbar mache, eine eingehende Prüfung sämtlicher Leitungen bedinge. Während er nun die Wände abklopft und aufmerksam die Röhren und verschraubten Rosetten der Leitungen prüft, sieht er genau zu, was und wo etwas in der Wohnung zu holen ist.

Spitzbuben, die über eine duftende Schale<sup>[36]</sup> verfügen, lassen sich wohl auch als Reisende eines Buttergeschäftes, einer Petroleum- oder Seifenfirma bei der Hausfrau melden und betreten so ganz offiziell die Wohnräume. Oder aber es wird eine Liebschaft mit einer der im Hause bediensteten weiblichen Personen angeknüpft, und dann versucht der Spitzbube natürlich, so bald als möglich in die Schlafkammer des Mädchens und von dort in die anderen Wohnräume hineinzukommen.

Manchmal hält auch der eine von den Gaunern das Mädchen unten auf der Straße mit schönen Worten auf, während seine Komplizen die Wohnung, die natürlich auch von der Herrschaft verlassen sein muß, ausrauben.

Sehr beliebt ist diese Art bei den sogenannten Sonntagsfahrern, Dieben, die sich fast immer Sonn- und Feiertage dazu aussuchen, um in

die von ihren Inhabern verlassenen Quartiere hineinzudringen.

Solch Sonntagsfahrer, den man auch Klingelputzer nennt, verfährt nach einem sehr einfachen Rezept: Er geht meistens so hoch ins Haus hinauf, daß er nur von unten her eine Überraschung zu gewärtigen hat. Und dann klingelt er. Öffnet nun jemand, so fragt er nach irgend einer Person, die in diesem Hause jedenfalls nicht wohnt, und verschwindet mit höflichem Dank für die erteilte Auskunft. Kommt aber auf wiederholtes Klingeln niemand, so geht er mit großer Gewandtheit an die Arbeit, bei der er zuerst mit Nachschlüsseln sein Heil versucht, um dann, falls dies nicht glückt, sofort mit dem Stecher<sup>[37]</sup> Lewone<sup>[38]</sup> zu machen.

Selten arbeitet der Sonntagsfahrer zu zweien. Er ist beinahe immer allein und scheut vor jeder Gewalttat zurück. So passierte es eines Tages, – der betreffende Dieb erzählte mir die Geschichte selbst unter vielem Lachen – daß er in eine Wohnung kam, wo eine junge Frau allein im Bett lag und schlief. Der Dieb trat in das sehr dunkel verhängte Zimmer hinein und sah die hübsche kleine Person in ziemlicher Hüllenlosigkeit vor sich. Das reizte ihn derart, daß er seine Absicht zu stehlen ganz vergaß und nur noch einen Kuß von ihrem roten Munde rauben wollte. Sie aber öffnete schlaftrunken ihre weichen Arme, hoffentlich in der Meinung, ihr Mann sei schon zurückgekommen, und zog den Spitzbuben ans Herz, was dieser gar nicht übelnahm ... Er sagte mir, daß er später noch oft dort gewesen wäre, aber immer ohne zu stehlen ...

Diese Art von Dieben werden auch Klingelfahrer oder Klinkenputzer genannt. Die von ihnen ausgeführten Diebstähle werden erklärlicherweise gar nicht vorbereitet. Diese Leute, die nach ihrem eigenen Ausdruck nur „Guten Tag sagen“, riskieren alles und beweisen oft eine unglaubliche Frechheit in der Art, wie sie ihre Beute, oft ganz riesige und für eine Person kaum tragbare Packen, fortbringen.

Sie ähneln darin den Flatterfahrern, die allerdings gern die Dachluken benutzen, um sich mit ihrer Beute zu entfernen.

Die Flatterer gehen mit freundlichem Gruß an den Hausbewohnern vorbei, die Treppe hinauf nach den Bodenräumen, deren Vorlegeschlösser sie einfach mit dem Luden<sup>[39]</sup> wegbrechen. Dann packen sie zusammen, was ihnen irgendwie mitnehmenswert erscheint, und bringen, falls ihnen das Haus zu belebt ist und sie fürchten gefaßt zu werden, die Sore<sup>[40]</sup> durch die Bodenluken hinauf aufs Dach, wo sie hinter einem Schornstein für gewöhnlich bis zum Abend kabore gelegt<sup>[41]</sup> wird, oder aber über mehrere Dächer hinweg, die ja heutzutage

fast alle flach sind, durch ein stilleres, weniger begangenes Haus in Sicherheit gebracht wird.

Die Flatterfahrer oder Bodendiebe rekrutieren sich hauptsächlich aus dem Schornsteinfegerhandwerk, aber auch Zimmerleute finden sich viel darunter, überhaupt Männer, die gewohnt sind, sich in luftiger Höhe zu bewegen, bei denen Hand und Fuß sicher und das Auge schwindelfrei ist.

Die Flatterfahrer arbeiten selten allein; sie sind am liebsten zu zweien oder dreien, wohl schon deshalb, weil sie sich gegenseitig die gestohlenen Gegenstände zureichen und überhaupt behilflich sein müssen. Sie sind eine verhältnismäßig harmlose Spezies von Dieben, die es auch selten zu einer besonderen Lebenshöhe bringen. Man kann sie wohl zu den Proletariern unter den Verbrechern rechnen.

### III.

## Geldschrankknacker

Revolverfred und Narbenemil hatten sich im Kittchen kennen gelernt, und da die Strafe des einen nur vier Wochen später als die des andern zu Ende ging, so sollte der zuerst herauskommende Narbenemil nichts schwenken<sup>[42]</sup>, bevor Revolverfred nicht auch das Zuchthaus verlassen hatte. Dafür dibberte<sup>[43]</sup> dieser ihm eine kesse Penne<sup>[44]</sup>, wo er auf seinen, das heißt auf Revolverfreds Namen auch gepumpt kriegen würde.

Dort trafen sie sich denn auch wieder, und gerade, als sie mit dem Kies, den Revolverfred im Gefängnis verdient hatte, ihr Wiedersehen begossen, kam Schiefneese und die rote Emmi dazu, was der Feierlichkeit noch einen erhöhten Schwung gab. Nur über Geschäftliches wollte Revolverfred in Gegenwart des Mädchens nicht sprechen.

„Die Keibe<sup>[45]</sup> pfeift<sup>[46]</sup> immer,“ sagte er weniger höflich, als aufrichtig. Und da Schiefneese Lust hatte, sich an der Unternehmung zu beteiligen, so blieb ihm nichts anderes übrig, als die rote Emmi abzuschieben, worüber diese sehr böse war.

Nun unterhielten sich die drei zuerst über ihre Schicksale, seit sie einander nicht gesehen hatten, und als Schiefneese hörte, daß Revolverfred gimel Schoof Knast<sup>[47]</sup> gehabt hätte, da meinte er bedauernd:

„Uff eene Backe sitzt man det nich ab, da muß man weeb Gott schon mal wechseln. Aber laß man,“ setzte er dann hinzu:

„Wir wer'n es jetzt schon wieder jut machen, und so leichte sollst Du nich wieder in de Kühle<sup>[48]</sup> kommen.“

„Na, und weißte, was wir jetzt vorhaben?“

„Natürlich bei leile gehen<sup>[49]</sup>?“ meinte Schiefneese fragend.

„Ja det schon, aber vor allen Dingen wollen wir bloß noch Moskuppen-Masematten schieben<sup>[50]</sup> ... Du verstehst doch wat davon, Wilhelm, von die Blechkastens<sup>[51]</sup>, wie?“

„Ja, det heeßt, die olle Sorte, die kriegt man ja uff, aber wat die neuen sind, wo man Zaaf<sup>[52]</sup> nennt, da is nischt zu machen!“

„Na, dafür wird ja jedes Ding erst richtig ausgeblendet,“ sagte Revolverfred. „Wir gehen doch nich auf 'n blauen Schein, und die

Hauptsache ist ja, det jeder sein Dessin<sup>[53]</sup> kennt; wenn er det kennt, denn klappt's nachher ooch!“

„Na, und Ihr habt natürlich schon 'ne Winde?“ meinte Wilhelm Müller, der nicht mit Unrecht Schiefneese genannt wurde.

„Woll,“ nickte Narbenemil, dessen an sich nicht besonders schönes Gesicht offenbar durch Messerstiche zu einer schauerlichen Fratze verunstaltet war.

„Wir wissen schon eenen, draußen in Schlorrendorf (Charlottenburg), ant Salzufer ... Da hat 'n juter Bekannter von mir 'ne Lackfabrik, und bei den wollen wir mal nachsehen, ob er ooch seine Bücher in Ordnung hat.“

Die andern lachten, und dann verabredeten sie den Einbruch noch für dieselbe Nacht.

Es war ein heißer Sommertag, und Schiefneese schwankte ein bißchen, als er die Penne verließ.

Revolverfred und Narbenemil gingen nach links, und wie Schiefneese die kleine Gasse, die bis an die Spree hinabführte, herunterkam, stand an der nächsten Ecke, aber so gedeckt, daß sie von weitem nicht zu sehen war, die rote Emmi und lauerte ihm auf.

Es war ein nettes und noch junges Mädchen mit vollen Formen und brandrotem Haar. Ihr sinnliches Gesicht sah halb lachend, halb schmollend ihrem Liebsten entgegen, der aber den Kopf mit anderen Dingen voll hatte und überdies von seinen Genossen gewarnt war, sie ja nicht zu vermasseln.

So stieß er das Mädchel brutal zurück; sie aber ließ sich nicht abweisen, ging immer neben ihm her und überredete ihn schließlich doch, mit in ihre Wohnung zu kommen.

Dort erwiderte er anfangs ihre Zärtlichkeiten; dann aber, wohl fühlend, daß das Weib ihm mit ihrer Liebe seine Energie und Spannkraft für die in der Nacht geplante Unternehmung raubte, wurde Schiefneese, der überhaupt zu den roheren seines Metiers gehörte, auf einmal böse und mißhandelte das arme Mädchen.

Zuerst nahm sie es noch für Scherz; wie er dann aber immer gröber zuschlug und ihr mit einem brutalen Hieb mitten ins Gesicht die Zähne bluten machte, da fing sie ebenfalls an, unangenehm zu werden, und wehrte sich wie eine wilde Katze.

Die Nachbarn klopfen schon an die Wand, Flaschen und Gläser und eine Lampe waren zerschlagen, als Schiefneese, Verwünschungen

ausstoßend und seine Braut mit den gemeinsten Schimpfworten belegend, abzog.

Wie er zerkratzt und mit einer blutenden Schramme am Ohr die Treppe hinabging, da war's ihm so, als habe er vorhin, vor dem Krach, als er und die rote Emmi noch zärtlich miteinander waren, dieser gesagt, was er und seine Freunde heute nacht vorhatten. Aber er dachte nicht weiter daran, sondern ging fort und stieß gegen Abend zu den beiden anderen, die inzwischen das Schränkzeug besorgt hatten, das Revolverfred in einer alten Ledertasche trug, wie sie die Telegraphenarbeiter zu ihren Werkzeugen benutzen.

Dieser Revolverfred, ein ziemlich großer, strammgebauter Mensch mit stark entwickelter Nackenpartie, trug auf seinem auffällig runden Kopf eine blaue Leinenmütze, die das noch immer kurzgeschorene Haar wenigstens einigermaßen verdeckte. Er hatte helle, glasharte Augen von gelblichbrauner Farbe und machte durchaus den Eindruck eines geschmeidigen, seiner Beute sicheren Raubtieres.

Die drei teilten sich nun und fuhren jeder einzeln mit der Stadtbahn hinaus nach Charlottenburg.

Ein Stück hinter dem Tiergarten-Bahnhof trafen sie wieder zusammen. Schiefneese dachte daran, seinen Komplizen etwas davon zu sagen, daß er doch mit seiner Braut davon gesprochen habe; aber eine nicht ungerechtfertigte Angst, sie möchten ihn das entgelten lassen oder ihn am Ende gar von ihrem Vorhaben ganz ausschließen, bannte seine Zunge.

Sie gingen die Chaussee hinunter bis zum Wasser und dann das Ufer entlang, dessen staubige Straße von den hier verkehrenden Lastwagen wie in einen grauen Schleier gehüllt schien.

Narbenemil und Schiefneese schimpften über den atembeklemmenden Staub, Revolverfred aber blickte starr vor sich hin, seine leidenschaftliche Seele war schon ganz bei der Tat, die er begehen wollte.

Doch trieben sie sich noch lange hinter den Häusern auf den unbebauten Grundstücken umher, gingen auch wieder zu den Schiffen hinab, wechselten aber fortwährend ihren Platz und hielten sich in weiter Entfernung von der Fabrik, die sie heimsuchen wollten.

In der hellen Dämmerung des Sommerabends glühten die Laternen, wie schwache, kraftlose Flämmchen, und nur ganz allmählich sank die Nacht hernieder.

Die drei lagen hinter einem Zaun im Gestrüpp und unterhielten sich flüsternd. Auf einmal sagte Revolverfred:

„Nun müssen wir ran, 's is Zeit.“

Sie warfen ihre Cigarren fort, stiegen in gemessenen Abständen über den Zaun und schlichen einzeln und entfernt voneinander nach dem Fabrikgrundstück hin, dessen ziemlich hoher Bretterzaun etwa fünfzig Schritt hinter der Straßenfront lag. Das Vordergrundstück hatte nur an der Seite ein Häuschen, das unbewohnt schien.

„Aber der Werkmeister wohnt drin,“ flüsterte Narbenemil, als sie jetzt im Schatten des Zaunes beieinander standen.

„'n Hund is nich da?“ fragte Schiefneese.

„Bloß son janz kleener,“ erwiderte Narbenemil. „Und der schläft oben, bei seinen Herrn!“

Als sie aber nun, einer dem andern helfend und mit Lappen die spitzen Zaunnägel umwickelnd, hinüberstiegen, da wurde der Hund in dem an die Fabrik angebauten Wohngebäude doch laut.

„Der verfluchte Beller!“ sagte Schiefneese.

„Det macht nischt!“ meinte der Narbige. „Der Werkmeister, der sitzt jetzt in de Kneipe, und seine Olle, die traut sich nich runter.“

„Denn dürfen wir jedenfalls nich eher anfangen, als bis der Alte zu Hause is,“ sagte Revolverfred, und die beiden andern waren einverstanden.

Sie verkrochen sich zwischen den großen Barrels und Fässern, die an der hinteren Fabrikmauer standen, und hielten sich dort ganz ruhig, bis plötzlich Narbenemil leise sagte:

„Da kommt die kleene Töle, die fangen wir!“

Und gerade, wie das kleine Tier die Nähe der Einbrecher an der Witterung merkte, packte es die Faust des Narbigen und stieß das Hündchen so lange mit dem Kopf gegen die Steinmauer, bis es verröchelnd seine Glieder streckte.

Die Diebe lachten heimlich.

„Det Biest haben wir nich mehr zu fürchten ... wenn nu man der Olle bald käme! ...“

„Und wenn der sich muckst,“ sagte Schiefneese, „denn kriegt er eens uff 'n Karnis, det 'n de Lause piepen! ...“

Sie hatten noch eine gute Stunde zu warten und wurden schon recht ungeduldig, als der Werkführer endlich kam. Aber sie ließen noch eine

weitere Stunde verstreichen und überzeugten sich wiederholt, daß oben das Licht längst verlöscht war, ehe sie zur Tat schritten.

Das Kontor, in dem sich der Geldschrank befand, lag im Parterregeschoß des Gebäudes, dessen erste Etage der Werkführer mit seiner Familie bewohnte. Sie mußten sehr vorsichtig sein, um nicht von den Leuten oben gehört zu werden.

Die Fenster des Kontors waren mit starken Traillen vergittert, da war also nichts zu machen, und das Schloß der Haustür widerstand allen Bemühungen Schiefneeses, der geschickt mit einer Reihe von Dietrichen hantierte. Endlich schnitten sie mit einer feinen Sticksäge die Türfüllung aus, griffen durch und waren in weniger als zwei Minuten auf dem Korridor des Hauses. Aber die Tür zum Kontor war auch noch verschlossen. Und wieder warteten sie eine ganze Weile, ehe sie sich an diese machten, die dann aber dem Sperrzeng ohne Widerstreben gehorchte.

Nun wurde Narbenemil als Wächter aufgestellt, während die beiden andern sich an die Arbeit begaben.

Der Geldschrank, den sie vorfanden, war noch nach dem alten Modell gearbeitet, das heißt aus einzelnen Platten zusammengefügt, welche durch sogenannte Kantel aneinandergehalten und vernietet waren.

Da hielt es nicht schwer, den Panzerheinrich<sup>[54]</sup> anzusetzen und die Kantel ohne übermäßiges Geräusch loszuwuchten. Hernach die Arbeit mit dem Wricke<sup>[55]</sup> ging schon weniger leicht von statten. Dieses fortwährende Losbrechen von Teilen der Panzerplatte, um den Zugang zum inneren Tresor freizubekommen, mußte ja Geräusch hervorrufen.

Aber die drei waren schon zu weit, als daß sie sich jetzt noch hätten entschließen können, aufzuhören, sie gaben auch nicht einmal mehr so acht darauf, das Geräusch zu vermeiden.

Mit aller Anstrengung, Brechen und Biegen hatten sie den Arnheim bereits so weit geöffnet, daß sie den Panzerheinrich an die Tresortür festschrauben konnten. Noch wenige Minuten, dann war auch diese geöffnet und das Geld in ihren Händen.

„Na, müssen die 'n festen Schlaf haben,“ sagte Narbenemil, als sich über ihnen so gar nichts rührte. Aber das Lächeln über diese Nachlässigkeit schwebte noch auf seinen Lippen, als er ein Geräusch vernahm, wie wenn oben in der ersten Etage jemand aus dem Bette spränge und zur Tür hinlief.

Gleich darauf öffnete sich oben die Wohnungstür, und der Werkführer, int Hemd und nur mit einer Hose bekleidet, aber in der einen Hand ein Licht und in der andern den schußfertigen Revolver, kam die Treppe herunter.

Narbenemil drückte sich hinter die Treppe, fest entschlossen, dem Herabkommenden einen Denkkettel zu geben, der ihm das Schießen ein für allemal verleiden sollte.

Und der Mann, der da in dem zitternden und ungewissen Lichtschein, der ihn selber blendete, die Stufen herunterlief, der wollte eben ahnungslos und ganz von der Gewißheit erfüllt, die Spitzbuben befänden sich im Kontor, gerade die letzte Stufe hinabsteigen, als ihn ein furchtbarer Schlag mit dem Eisenstück traf, der ihn der Länge nach niederwarf.

Das Licht in seiner Hand verlosch, der Revolver fiel klappernd zu Boden, und die Diebe, die im Kontor eben mit ihrer Arbeit fertig waren, traten, vor Aufregung und Angst zitternd, heraus.

Droben öffnete sich jetzt die Tür abermals, und eine Frauenstimme rief:

„Karl, Karl, wo bist Du ...? Was ist denn, Karl ...?“

Und als ihr Mann nicht antwortete, fing die Frau an, laut und heftig zu schreien.

Die Diebe waren schon hinaus. Und Narbenemil, der schnellste von ihnen, war eben oben auf dem Zaun angelangt und wollte hinüber, als ein Arm aus der Dunkelheit herauf nach ihm langte und ihn, ehe er sich zurückwerfen konnte, hinüberriß.

Auf seinen Schrei waren Revolverfred und Schiefneese, die sich die Taschen mit Geld und Scheinen vollgestopft hatten, zurückgelaufen; aber der Hof schien jetzt von dunklen Gestalten zu wimmeln, die, wie aus der Erde gewachsen, vor ihnen standen und hinter den Flüchtlingen herrasten durch die Nacht ...

Nur wenige Minuten, dann waren die drei Verbrecher wieder beieinander; aber sie hatten jetzt „Armbänder“ an den Händen, und eine ganze Schar von Kriminalpolizisten hielt sie umstellt.

Der Werkführer, der nur einen Streifschlag erhalten hatte, erholte sich bald; aber das Geld, das die Gauner auf ihrer Flucht überallhin verstreut hatten, mußte erst mühsam wieder zusammengesucht werden.

Als die Drei an die Charlottenburger Chaussee kamen, wo die Droschken hielten, mit denen die Beamten hierhergekommen waren und

in denen sie jetzt die Verbrecher transportieren wollten, da stand mitten im hellen Schein der Laterne ein ganz weiß gekleidetes Mädchen mit roten Haaren, von denen sich der weiße Strohhut glänzend abhob: Das war die rote Emmi, die lachte wie ein Teufel! ...

Und während Schiefneese schimpfte und drohte, lachte sie immer toller und rief:

„Ja, ja, mein Junge, det kommt davon, wenn man seine Braut vertobakt ...!“

Aber sie wich scheu zurück vor dem Dolchblick, der sie aus Revolverfreds Augen traf, wie dieser als letzter in die Droschke stieg.

\* \*  
\* \*

Nicht immer geschieht so der Gerechtigkeit Genüge, aber den Knackern oder Schränkern<sup>[56]</sup> wird ihre Arbeit auch keineswegs stets so leicht gemacht.

Die Geldschranktechnik hat heutzutage derartige Fortschritte gemacht, daß dasjenige, was man wirklich unter einem englischen *Safe* versteht, für die Verbrecher sozusagen eine vollständig uneinnehmbare Festung bildet.

Aber auf der anderen Seite bemüht sich auch die Gaunerwelt, mit den Erfindungen der Neuzeit Schritt zu halten.

Freilich, der Panzerheinrich nützt heute nicht mehr viel, denn die Geldschränke bestehen sozusagen aus einem einzigen Stück, das heißt, die Stahlplatten werden derartig ineinander gewalzt, daß der Moskuppen keine Angriffspunkte mehr für den sogenannten Krummkopf<sup>[57]</sup> bietet.

Nun läge es nahe, die Panzerplatten anzubohren, um sie dann mit dem Wrickler stückweise herauszubrechen. Und das geschieht in der Tat. Es gibt besonders in Amerika Fabriken, die sich nur mit der Herstellung von Diebs- und Einbruchswerkzeugen befassen. Im großen ganzen werden diese Gerätschaften wohl meistens von den oft sehr kunstfertigen Gaunern mit einer manchmal geradezu unglaublichen Raffiniertheit ausgeklügelt und selbst hergestellt. So gibt es Bohrer, welche durch eine elektrische Batterie, die der Verbrecher mit sich führt, in Tätigkeit gesetzt werden und die hie und da zu einem ganzen System vereinigt, auch einer starken Panzerplatte wohl gefährlich werden könnten.

In Hamburg fand eines Tages ein Bankier, wie er frühmorgens sein Geschäftslokal betrat, den Fußboden des im Parterre belegenen Raumes

aufgebrochen.

Durch dieses Loch war vom Keller aus ein Schwerverbrecher eingedrungen und hatte im Lokal einen großen Koffer zurückgelassen, der neben verschiedenen andern Werkzeugen zwei mit Kohlensäure gefüllte Eisencylinder, wie sie die Gastwirte benutzen, enthielt.

Der Inhalt der dritten Eisenflasche, die leer an der Wand stand, war offenbar benutzt worden, um ein Gebläse zu speisen, mittels dessen der Einbrecher die Panzerplatten des Geldschanks aufzuschmelzen beabsichtigt hatte! Der Mann schien auch schon recht hübsch weit gekommen zu sein, aber wahrscheinlich war ihm die Zeit knapp geworden, er war verduftet, und nie wurde eine Spur von ihm gefunden.

Die Amerikaner, die uns in manchem über sind, haben auch, was das Verbrechen anlangt, die Primeur. Von ihnen kam vor einiger Zeit die Kunde, daß die Gauner dort mit Erfolg sich eines neuerfundenen Schmelzmittels, des Fremit, bedienen, dem auch die härtesten Stahlplatten auf die Dauer nicht widerstehen können. Aber wie von der gegnerischen, das heißt von der Polizeiseite behauptet wird, soll die Hitzeentwicklung bei der Anwendung des Fremit eine so ungeheure sein, daß der Verbrecher an Leib und Leben dadurch ernstlich gefährdet wird ...

Eine besondere Klasse der schweren Jungens oder Einbrecher bilden die sogenannten „Internationalen“.

Es ist noch nicht gelungen, eine jener geheimen Gesellschaften dingfest zu machen, die ihre Angestellten mit den genauesten Anweisungen hinsichtlich der auszuführenden Verbrechen, mit Geld und mit den feinsten Einbrecherwerkzeugen ausrüsten, um sie durch die ganze Welt hin auf Raub auszuschicken. Auch aus den internationalen Gaunern selbst, die man als Emissäre dieser Gesellschaft ansehen mußte, hat bisher noch kein Polizeimann Namen und Wohnung ihrer Auftraggeber herausbekommen.

Der wohlbekanntesten Pinkerton-Association, jener nicht nur in Amerika berühmten Detektivgesellschaft, soll es in einem Falle gelungen sein, den Sitz einer solchen Society herauszufinden, aber ehe man dazu kommen konnte, die Hand auf die Mitglieder oder gar auf das Haupt dieser Bande zu legen, waren sie, offenbar in geheimnisvoller Weise gewarnt, nach allen Seiten hin geflohen und entkommen.

Den Sitz dieser Gesellschaften vermutet man in Spanien, in Italien und in Mittelamerika.

Die Angestellten dieser – man muß wohl sagen Firmen – sind ausgesucht sichere und erfahrene Leute, die wohl wissen, daß sie sich dadurch, daß sie ihre Auftraggeber nennen, jeder ferneren Hilfeleistung berauben würden. Ja, die Gesellschaften sollen einen Verrat oder eine Unterschlagung der in ihrem Auftrage gestohlenen Geldsummen mit sofortiger Denunziation beantworten, und man sagt daher, daß die Leute, die sich einmal einer solchen Gesellschaft anschließen, ihre förmlichen Sklaven werden und lebend kaum jemals wieder loskommen.

Diese internationalen Verbrecher halten sich auch niemals lange am Schauplatz ihrer Tat auf; darin liegt, wie mir ein bekannter Polizeimann sagte, eben auch die große Schwierigkeit, sie jemals zu fassen. Sie kommen mit einer genau vorgeschriebenen Arbeitsordre am Platze ihrer Tat an, bereiten alles auf das Sorgfältigste vor, wobei ihnen die reichlichen Geldmittel, mit welchen die Society sie jederzeit versieht, natürlich sehr zu statten kommen. Dann wird der Coup ausgeführt, und vielleicht, noch ehe der Bestohlene seinen Verlust merkt, sitzt der Dieb schon wieder im Schlafwagen des Courierzuges und eilt neuen Taten entgegen.

Deutschland scheint von diesen ganz gefährlichen Gaunern glücklicherweise weniger heimgesucht zu werden, die Städte für diese großen Diebe sind Paris, London, Lissabon, Madrid, Rom, vielleicht auch Neapel, aber besonders Moskau und Petersburg auf dem Kontinent.

In Amerika, wo ebenfalls das Unglaublichste riskiert wird, arbeiten die Detektivs zu gut, und die gerichtlichen Strafen sind ungemein hart. – Wiederum ein Beweis, daß die Abschreckungstheorie einen praktischen Wert nicht besitzen kann.

#### IV.

## Die Jugendlichen

Zwei Jungens von vierzehn und sechzehn Jahren. Der eine hatte das lange, flache Gesicht mit trägen Muskeln und schlaffen Augenlidern, den Kopf, dem sich die großen Ohren platt anschließen, und die glanzlosen Augen der Menschen, welche einer gleichgültigen, müden Laune ihr Dasein verdanken. – Der vierzehnjährige gehörte zweifellos zu den entarteten: affektiert kräftige Bewegungen, die stets auf Pose hinzielten, und das Gesicht ewig unruhig, mit seiner eingedrückten, witternden Nase und dem nervösen Mund, in ein paar flatternden Ohren fortgesetzt, die alles auffangen wollten ...

Sie saßen beisammen in dem hochstämmigen Föhrenwald, über dem die mild verschleierte Sonne eines Maienmorgens lag. Die Stämme und die Kegel der Wacholderbäume mit ihrem düsteren Nadelwerk zeichneten ein Gewirr von Schatten auf den hellen Waldboden.

Willy, der Jüngere, riß Moos aus und schmiß es zerzupft von sich.

„Woll'n wa roochen, Du? ...“

„Hast Du denn noch welche?“

„Na, immer!“ Er zog das Zigarettenkästchen aus der Tasche seines gelbbraunen, abgerissenen Jacketts. Sie zündeten sich beide eine an, dann meinte Willy:

„Du, jetzt müßten wa'n Schnaps haben! ...“

Der Ältere sah vor sich hin, in den frühlinggrünen Wald, und stieß den Rauch durch die Nase.

„Wenn se uns nu aber doch kriegen, Willy?“

„Ach, Mensch, Otte! Du bist ja zu dämlich! ... Kricht denn de Polezei iebahaupt een'? Un nu ja 'n Merder! ...“

„Quatsch' donich so!“ meinte der Ältere kleinlaut und sah sich scheu um im Walde.

Ein Vogel flog vom Ast, wo er längst still gesessen haben mochte, da sprang der Kleine auch auf und griff gleich in die Tasche, wo das Klappmesser steckte.

Otto blieb furchterfüllt stehen, aber Willy warf sich lachend wieder ins Moos, und an seinem Messer putzend, grinste er:

„Det de Flecken doch janich wegjejn wollen, aber weeßte, ick hab' ooch nich schlecht zujestochen! ... Da ha' ick ma iebrijens schon von kleen uff drin jeibt: mein Olla wa doch Schlechta jewesen, na, un da hatt' ick imma 't Messa bei'n Wickel ... un mein Vata, der meente, det were ooch janz jut, det ick ma dadran imma jewehnte ...“

„'m! ... Du! ...“ Der andere sah ihn ungläubig an, „wie alt wahste denn da, wo de schon jeschlacht' hast?“

Willy schüttelte den Kopf.

„Mensch, jeschlacht' hab'k doch nich! ... Dazu wa' ick doch noch ville zu kleen! ... nee, so bei 't Wurschtmachen, det Fleesch kleene schneiden un so ... aba, wenn die Ollen nich da wa'n, da hab' ick ma wat anders vorjenomm': Sperlinge, die ick mir jefangen hatte, oben uff'n Boden, wo sie imma rinflogen un ick brauchte bloß det Bodenfenster zuzuklappen ... un ooch mal 'ne Hinne, wo 'ck nachher jesacht habe, sie is wechgelooften, un wie unse Katze Junge hatte, die Kleenen ...“

„Haste die ooch entzweejeschnitten?“

„Na jewiß!“

Otto schüttelte den Kopf.

„Wie alt wahst'n da?“

„Acht Jahre gloob' ick ... kann aber ooch erst sie'm jewesen sin ...“

„Komisch,“ meinte Otto, „ick habe imma bloß mit de Meechens jespield ... mein Vata, der soff doch fürchterlich, un da wa'n wa imma froh, wenn wa draußen wa'n ... meine Mutta is ja denn nachher ooch varrickt jeworn ...“

„Na, un nu wohnste bei Deine Schwester, nich wahr?“

Otto nickte. Sein großer Schädel hatte dabei etwas Haltloses auf dem verhältnismäßig dünnen Halse.

„Ja, die is vaheirat' mit 'n Bahnbeamten.“

Willys Augen glitzerten, sein starklippiger Mund zog sich ins Breite.

„Da mußte doch ooch manchmal dolle Dinger heeren, Ihr schlaft doch alle in eene Stube, wah?“

Der Ältere machte eine Bewegung mit der schmutzigen Linken am Kopfe vorbei.

„Ick kann da sagen! ... jetzt jetzt et ja noch, wo't so lange helle is, aber in Winter, bei die langen A'mde, da ham se ja keen Licht anjestochen ... Die Mielje sagte, det Petroljum wäre zu deier ... aber ick weeß, wat los wa ... mir kann keena dumm machen! ...“

Willy schnitt mit seinem Messer an einem Stöckchen.

„Nee, Du, so is meine Mutta nich!... Wie da Olle dod wa un Jeld hatte se doch ooch keens, da kam imma eena, der wollte se heiraten ... ick jlobe, 'n Schornsteifeja wa et ... aber se wollte nich, wejen mir ...“ er lachte, „na, meinetwejen hätt' se ruhig kennen ... ick wer' mit den Ollen ooch noch fertig jewor'n! ...“

„Du!“ sagte Otto höhnend, „Du halt man de Schnauze! ... Du machst imma allet! ... Aba nachher, wenn't dazu kommt, denn is't doch nischt! ... Haste nich erst Jottweeßwat jered't, wat wa for Draht erben werden bei den Ollen! ... un nu, wo wa hinjehn un ... wo ... wa ...“ Sein Gesicht verzog sich plötzlich, mit weinerlicher Stimme fuhr er fort:

„Ick kennte jetz' so scheen zu Hause sitzen ... un brauchte ma nich ohne Jeld un ohne allens in'n Wald rumzudreiben! ...“

„Scheißer!“ sagte Willy verächtlich. „Du un zu Hause sitzen! ... Du meenst woll, in de Stadt rumschieben mit Pakete, for Dein' Juden, die janze Woche vor zehn Em! ... übrijens wat wißte denn, wir haben doch Jeld!“

„Na, die paa' Mark! ...“

„Janz egal! ... Du hättst se doch nich! ... Wenn ick'n nich noch de Hosentaschen visentiert hätte, Du wärst doch nich mehr ranjejang'! ...“

„Nee, wer' ick ooch nich!“

„Na, sehste! ... iebrichtens, wenn ick bloß wüßte, wo det Aas die Jeldschrankschlüssel hinjestochen hat! ... Noch in Dode hätt' ick'n backpfeifen kenn'! ...“

„Det haste ja ooch jetan!“

„Ville zu wenig! ... So'n niederträcht'jer Knochen, der kann janich jenug kriejen! ...“

„Na, wa a denn so schlecht zu Dir, wie De bei'n jelernt hast?“

„Nee, im Jejenteil! ... a hat ma ei'ntlich sehr jut behandelt ... soja zu jut! ... Der Dussel! ... er meente, ick were so schon unjlicklich jenuch, mit die Erbschaft, die ick anjetreten hätte ...“

„Wat denn vor 'ne Erbschaft? ... Du sagst doch, Dein Olla hette nischt nich hinterlassen? ...“

Willy lächelte überlegen.

„Da haste janz recht ... aber seh' mal, Otte, sterben un sterben det is zweerlei! ... weeßt Du denn, wie mein Olla jestorben is?“

Mit offenem Munde, in dem die schlechten Zähne sichtbar wurden, sah ihn der Ältere an.

Langsam und offenbar auf den Eindruck, den er machen würde, begierig, sagte Willy:

„Uffjehängt hat a sich, mein Olla! ... aber wo? ... weeßte ooch, wo. Otte?“

Der andere schüttelte den Kopf.

„In't Untersuchungsgefängnis ... Un weeßte, warum? ... nee, det weeßte ooch nicht, wat?“

Der Große schüttelte abermals den dabei so merkwürdig wackelnden Schädel.

„Na, denn wer' ick et Dir sagen: wejen Mocht!! ... Ick wa ja damals noch 'n kleena Junge, aba ick weeß noch janz genau ... wir hatten da 'n Dienstmeechen, sone blonde mit blaue Oogen. Un die wollte eenes scheenen Dages rüber nach Fürstenberg, nach de Sparkasse, weil se jeerbt hatte, un det Jeld dahin bring', un da fragte sie mein' Ollen, wie se't am besten vastechen sollte, det Jeld ... un da sagte der so aus Spaß: in't Haar! 't war nämlich Papierjeld. Un det hat se ooch jemacht ... Un nachher, da ham se ihr jefund', in 'ne Schonung, aber der Kopp von det Meechen, mit det Haar, wo det Jeld drinne war, der wa nicht dran!“

„Aber wieso denn?“ fragte der vor Schreck erblaßte Gefährte mit zager Stimme.

„Na, er wa abjeschnitten!“ Willy sah mit halb zugekniffenen Augen, die Lippen spitzend, auf den ehemaligen Laufburschen.

„Un schließlich ham se'n bei uns zu Hause in die Senkjrube jefun'!“

Dem Älteren stand das Grausen auf dem einfältigen Gesicht.

„Na, wa a 't denn, Dein Vata?“ fragte er.

Willy zuckte die Achseln.

„Weeß ick? ... Injestanden hat a 't nich ... aba ick jloobe, meine Mutta, die weeß ... denn die hat imma jebetet vor ihm ...“

„Un sonst hätten se'n vaurteilt, wenn er sich nich ...?“ Otto faßte mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand um seinen Hals und streckte dabei die Zunge 'raus.

„Ja, wahrscheinlich hätt' a ranjemußt,“ meinte Willy.

„Ja, wenn se uns nu aba ooch rankriejen?“

Ottos Gesicht wurde starr, und seine Augen schienen noch blasser zu werden bei dem Gedanken an ihr beider Schicksal.

Willy tippte sich an die niedere Stirn.

„Ick hab da doch schon dausendmal jesacht, Mensch! Wat uns passieren kann, sind heechstens fuffzehn Jahre Zuchthaus! ... Na, un wat wißte, wenn ick die wirklich ’runterreiße, denn bin ick imma noch nicht dreißig, wenn ick wieda ’rauskomme! ...“

„Wenn ’t man wah is!“ meinte der andere sorgenvoll, „aba, nu woll’n wa gehn, wa kenn’ doch nich ewig hier uff denselben Fleck sitzen bleiben! ...“

Sie gingen.

Die Sonne kam höher und erwärmte den im Maienhauch sanft atmenden Wald.

Die Chaussee vermeidend, trotteten sie zwischen den Bäumen dahin, wie ein paar junge Wölfe, in steter Angst vor dem Verfolger, mit den Erinnerungen an das begangene Verbrechen spielend und, mindestens der eine, fest entschlossen, neue zu begehen, um flott leben zu können ...

\* \*  
\*

Von allen Fragen nach den Ursachen des Verbrechens, seiner Niederhaltung und Bekämpfung ist die, welche sich mit dem jugendlichen Verbrechertum beschäftigt, wohl am schwersten zu beantworten.

Es sind, der Initiative anderer Länder, insbesondere Frankreichs und Amerikas folgend, auch bei uns in Deutschland einige schwache Anläufe gemacht worden, die sogenannte bedingte Verurteilung einzuführen; das heißt die richterlich ausgesprochene Strafe nicht gleich zu vollstrecken, sondern dem Inkulpaten erst eine Zeit zu geben, in welcher er sich bessern und seine gute Führung erweisen kann; alsdann wird ihm die Strafe erlassen oder, falls er inzwischen abermals straffällig geworden ist, mit der jetzt hinzuempfangenen zugleich vollstreckt.

Dieses System hat sich, wo immer man es in Anwendung brachte, als außerordentlich segensreich erwiesen. Die ungeheuere Rückständigkeit der deutschen Behörden aber konnte sich bis jetzt zu einer obligatorischen Anwendung des besagten Strafmittels nicht entschließen. Jenes großsprecherische Wort: „Deutschland und besonders Preußen in der Welt voran!“ hat bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen anderen, seine völlige Nichtberechtigung erwiesen.

Und doch wäre es nicht allein eine Forderung der Humanität, sondern nur der allereinfachsten Gerechtigkeit, die an sich törichte und

unzweckmäßige Bestrafung von Kindern in dieser Art und Weise wenigstens einigmaßen zu paralysieren.

Wir, die wir nicht preußische Staatsanwälte und Richter sind, greifen uns immer wieder an den Kopf, wenn wir hören, daß ein zehnjähriges Mädchen wegen Diebstahls zu Gefängnis, ein zwölfjähriger Knabe wegen Majestätsbeleidigung zu monatelanger Gefängnisstrafe und ein anderes Kind von dreizehn oder vierzehn Jahren, weil es, seinen entarteten, durch keine Erziehung begrenzten Trieben folgend, eine Bluttat vollbrachte, zu vieljähriger Strafe verurteilt worden ist.

Die Gesetze erben sich wie eine Krankheit fort, sagt Goethe. Aber das Schlimme ist, daß diese Krankheit, von vielen ihrer berufenen Ärzte längst erkannt, dennoch absichtlich nicht beseitigt wird, weil man glaubt, daß man selbst diese schlechten und schädlichen Gesetze nötig habe, um die Bestie Volk im Zaume zu halten.

Gewiß sind Gesetze nötig, aber nicht solche, welche das Volk erst recht bestialisieren. Und zu diesen letzten gehören alle gegen Kinder gemachten Strafgesetze.

Das Kind ist kein Strafobjekt. Wenn die „*Strafe*“ als solche schon den Erwachsenen gegenüber nach dem Urteil vieler, recht kluger Menschen eine Absurdität ist, so wird sie Wahnsinn, auf Geschöpfe angewendet, welche das Gesetz auf der anderen Seite selbst als geistig unmündig bezeichnet.

Ein Kind kann keine Rechtshandlung vornehmen, es kann sich nirgends selbst vertreten, es ist der Obhut seiner Eltern oder Vormünder unterworfen und darf sich ihr nicht entziehen. Für Beschädigungen an fremdem Gut, die ein Kind begeht, haften seine Eltern. Man verlangt von Kindern keinen Schwur, ihre Zeugen-Aussagen werden, in einer allerdings immer noch nicht genügenden Weise, unberücksichtigt gelassen. Aber mit dem Augenblick, wo es die doch offenbar nur für Erwachsene gemachten Strafgesetze verletzt, wird es als eine selbständige Person angesehen, die das in Empfang nehmen muß, was unsere heutige Gesellschaft „Recht“ nennt und was besonders in diesem Falle doch das bitterste Unrecht ist.

Derselbe Staat, der weder Lust, noch Zeit, noch Geld hat, sich der von ihren Eltern unbeaufsichtigten und vernachlässigten Kinder anzunehmen, der Staat, der seine vornehmste Pflicht, die Jugend zu erziehen und sich ein neues körperlich und moralisch gesundes Geschlecht heranzubilden, fortwährend vernachlässigt, dieser selbe Staat ist wie ein bösertiger und

unbrauchbarer Lehrer sofort bereit, auf das armseligste Geschöpf mit seinen Strafen loszuschlagen, sobald es strauchelt.

Von einem Kinde, das vom ersten Momente seines Lebens in einer von schmutzigen Menschen überfüllten Stube geatmet hat, dessen Blut vom ersten Tage seines Daseins an ebenso vergiftet wurde, wie seine Seele, die nichts anderes als Eindrücke der Rohheit und sexueller Gemeinheit in sich aufnehmen konnte; dieses arme Kind, das in sechzig Fällen vom Hundert durch den Trunk des Vaters mit einer Reihe von bösen und schädlichen Instinkten, mit der Widerstandslosigkeit des Blutes und ähnlichen schweren Schäden behaftet war, dieses Geschöpf, das im höchsten Grade unverantwortlich ist, bei dem der Verstand nur langsam reifen und das kontrollierende Bewußtsein so gut wie gar nicht gedeihen kann, wird fast immer in einem Alter sich selbst überlassen, wo die Kinder anderer, besser situierter Menschen noch fortwährend beaufsichtigt, von den ängstlichen Augen der Liebe behütet und bei dem kleinsten Fehlschritt durch den Verstand der Erwachsenen zurückgehalten und wieder auf den rechten Weg gebracht werden.

Und nun tritt die Not, der Hunger an jenes kleine, armselige Menschenkind heran. Und überall rings um sich her sieht es, wie die andern essen und trinken und voller Freude sind. Und mit dem neidischen Vergleich verbindet sich in dieser armen kleinen Seele der wilde Wunsch, auch so zu leben und zu genießen. Leicht ist es, Entsagung dem andern zu predigen, leicht ist es, sie selbst zu lernen, wenn man von allem gekostet hat, aber schwer, unendlich schwer, sie zu üben, wenn die gierigen Augen nach allem Wünschenswerten hin nur immer von ferne blicken dürfen und durften.

Und gar bei einem Kinde! ... Das ganz kleine langt nach dem Mond, wenn es die Mutter auf dem Arme hält, und will den hübschen silbernen Taler herunterholen. Zehn Jahre genügen nicht, um in dem blinkenden Silberstück einen jener Sterne erkennen zu lassen, die man nicht begehrt.

Aber wenn schon in völlig ruhiger Gemütsverfassung dem Kinde, dessen Instinkte stark und rege sind, oft die Kraft fehlt, sie durch den Verstand zu meistern, so bedarf es nur eines einzigen Affektzustandes, um dem schwachen Händchen die Zügel des Lebenswagens aus der Hand zu reißen, der dann in toller Fahrt bergab kollert.

Sie ist so einfach, diese Weisheit, so unsagbar einfach ... wie ist es nur möglich, daß unsere Gesetzgeber und Richter, die doch auch Kinder haben, sich ihr immer noch verschließen? ...

## In der Kaschemme

Bis gegen zwölf Uhr war niemand im Janitscharen-Keller.

Die Gäste waren an zwei Tagen nacheinander geflebt<sup>[58]</sup> worden, und die Polizei hatte eine ganze Reihe von ihnen hopps genommen.

Der Wirt, ein ehemaliger Zuhälter und bekannter Zithervirtuose, war auch nicht da. Nur die Kellnerin, die Marie hieß, hier aber nie anders wie Mullekin gerufen wurde, saß, mit einer Häkelarbeit beschäftigt, am Tisch.

Sie stand eben auf, um nach dem Gas zu sehen, wo an einer Flamme der Strumpf zerbrochen schien, als auf der Kellertreppe Schritte hörbar wurden und gleich darauf ein hochgewachsener Mensch von höchstens neunzehn Jahren und mit ihm eine Frau im schwarzen Seidenkleide erschien, die gewiß fünfzig Jahre alt war.

Das Weib, das sich mit Schminke und Puder und mit der Brennschere mit der Raffiniertheit einer alten Courtisane zurecht gemacht hatte, war eine bekannte Kupplerin. Sie hieß die „Gräfin“ und war erst vor einem halben Jahre aus dem Zuchthause entlassen worden.

Der lange Bengel an ihrer Seite war ein verkommener Kellner und spielte sich als Bräutigam dieser alten Person auf.

„Ist denn heute gar keener hier?“ fragte er Mullekin.

Diese schüttelte den Kopf.

„Unser Lokal is in Verschiß ... Die Greiferei<sup>[59]</sup> will das ganze Nest ausheben, hat neulich der Kommissar gesagt.“

„So?“ meinte der kleine jüdische Mensch, der in diesem Augenblick die nur angelehnte Kellertür leise aufgestoßen und, ohne daß man seinen Schritt auf der Steintreppe vernommen hätte, hereintrat.

„Nu, Gott soll schützen die Herrn Palopeten! ... Oser<sup>[60]</sup> wer'n sie 'n Janitscharen-Keller verassern<sup>[61]</sup>! Und wenn se kommen bei jom<sup>[62]</sup> und bei leile<sup>[63]</sup>, wir werden immer haben unser Pißchen<sup>[64]</sup> und Pech geben<sup>[65]</sup>, wenn die Faulen<sup>[66]</sup> kommen ... Übrigens is Kletterhanne<sup>[67]</sup> wieder koffscher geworden ...“

„Nu, da kriege ich wenigstens meinen Lehnepump<sup>[68]</sup> wieder,“ sagte Frau Behrend, die Kupplerin.

„Und wenn Pallisadenotto Tauben hat<sup>[69]</sup> und sie nicht den ganzen Porum<sup>[69a]</sup> bei ihm kappen<sup>[69b]</sup>, so müssen sie 'n auch wieder rauslassen aus de Hölle<sup>[70]</sup>.“

„Ja, wenn man Pallisadenotto nicht son Linkmichel<sup>[71]</sup> wäre,“ warf der lange Mensch, den sie wegen seiner Vorliebe für jede Art von Unwahrheit Schwindelmüller nannten, ein.

„Schmuse betucke<sup>[72]</sup>!“ sagte der kleine Jude, der Kohn hieß, aber hier nur unter seinem Spitznamen „Hutzelchen“ bekannt war.

„Du weißt doch, der Chochem is besser wie der Chammer<sup>[73]</sup>! ... Und wenn Pallisadenotto auch manchmal vorbeifaßt<sup>[74]</sup>, dafür kann er gut Zaccum melochen<sup>[75]</sup>.“

Der Lange blinzelte unsicher mit den Augen; dann sagte er:

„Mir soll er mal kommen, ich versarg'n<sup>[76]</sup> so, daß er genug hat!“

Hutzelchen wollte etwas erwidern, aber in diesem Augenblick betrat ein Mann den Keller, der, mit englischer Eleganz gekleidet, hier gar nicht herzugehören schien.

Die andern betrachteten ihn fast ehrfurchtsvoll, wie er sich ein Glas Bier bestellte, sein silbernes Cigaretten-Etui hervorholte und eine Papieros in Brand setzte, die mit ihrem Duft bald den ganzen Raum erfüllte.

„'s is 'n Pickpocket<sup>[77]</sup>,“ sagte der kleine Jude zu Schwindelmüller.

„'n Internationaler is es,“ raunte dieser ebenso leise.

„Er kommt her auf 'n Zug und verduftet denn wieder ... Gestern hat er 'n Blauflügel<sup>[78]</sup> wechseln lassen hier.“

„Und macht mit gar keinem Kabrusche?“ fragte Hutzelchen.

Der Andere schüttelte den Kopf.

„Der arbeitet alleine! ... Nich mal 'ne Schickse<sup>[79]</sup> hat er ... Aber neulich habe ich zufällig mal gesehen, wie er aus de Winde rauskam, wo er bleibt<sup>[80]</sup>. Ich sage Dir, mitten in Moccum<sup>[81]</sup>, in de beste Gegend ... Der pfeift auf de Heimlichen<sup>[82]</sup>.“

Der kleine Jude seufzte.

„Besser is es, als wenn man so'n Bruchkadett<sup>[83]</sup> is! ... Was meinste denn, was er macht? ... Chalderapes<sup>[84]</sup>? ... oder geht er auf die Chilferfahrt<sup>[85]</sup>?“

„Chaumeln<sup>[86]</sup> geht er,“ meinte Schwindelmüller und tippte sich an den Kopf.

„Ich hab’ Dir doch schon gesagt, das is ’n ganz schwerer, der kesse Tantel<sup>[87]</sup> hat.“

„Nu, eines Tages wird er auch gebumst<sup>[88]</sup> werden,“ sagte der kleine jüdische Talfer<sup>[89]</sup>.

„Und wenn ’n erst der Balmischpet<sup>[90]</sup> in de Knochen haben wird, wird er dibbern und dabbern und wird seinen Knast schieben<sup>[91]</sup> wie wir alle.“

„Du natürlich, Du lawer Prinz<sup>[91a]</sup>!“ sagte der ehemalige Kellner, „aber das kann ich Dir man sagen, alle Leute sind nicht solche Fosenhähne ...“

Er wollte weiter reden und dem Juden auf seine Beschimpfung „Du Gamel<sup>[92]</sup>!“ antworten, als wiederum zwei Leute in das Lokal kamen.

Der eine war ein schlanker, blonder Mensch mit etwas matten Augen und wohlfrisiertem Haar, ebenso wie auch der kleine Schnurrbart gut gepflegt schien. Er trug einen eleganten schwarzen Rockanzug, und man sah es jeder seiner Bewegungen, der Höflichkeit, mit der er den andern auswich, mit einem Wort seiner offenbar guten Erziehung an, daß er nicht in diesen Kreisen zu Hause war.

Ganz anders der, mit dem er soeben eingetreten war: Ein vollkommener Strolch, jämmerlich gekleidet, mit vernachlässigtem Haar und einem Gesicht voller Finnen und Bartstoppeln. Dabei elend und mager, aber mit dem Ausdruck in dem grauen Gesicht, welchen diejenigen haben, vor denen auch das Leben ihrer Mitmenschen nicht sicher ist.

„Na, wat will denn der Feine hier?“ fragte Schwindelmüller, und von diesem Augenblick an hatte Richard Tistler seinen Schemen, den er nicht wieder los wurde.

„Wat reißte denn Deine Scheinlinge<sup>[93]</sup> so uff?“ rief in diesem Augenblick der Gefährte des Blondes herüber, „haste noch keinen Menschen gesehen?“

Schwindelmüller lachte über diese Anrede; denn der „Schweineritzenfranz“ war auch unter seinen Kameraden eine gefürchtete Persönlichkeit. Der Lange ging hinüber zu ihm und sagte leise, mit den Augen auf Tistler deutend:

„Wat haste Dir denn da für ’n Äffken angekobert<sup>[94]</sup>?“

„Das is ’n janz kesser Junge; aus den wird noch wat. Vorläufig hat er Blüten gestochen<sup>[95]</sup> und anerthalb Jemmchen geschoben. Aber nu will

er ran, und wir sind jrade dabei, 'n Eisbär zu schneiden<sup>[96]</sup>.“

„Na, der sieht mehr aus, als wenn er Flanellwache halten<sup>[97]</sup> möchte,“ sagte der Lange. „Nicht wahr, Rosa?“

Er wandte sich zu seiner aufgeputzten Nachbarin, die, mit einem süßlichen Lächeln nickend, sagte:

„Für 'n Gannef is er eigentlich zu schade.“

„Hast wohl schon wieder Appetit?“ fragte ihr Bräutigam. „Nimm Dir ja in acht, und laß Dir nich kriegen dabei.“

Inzwischen kamen immer mehr Gäste in die Kaschemme, meistens Leute, die kein Quartier hatten und, des Plattereißens<sup>[98]</sup> müde, nun hier bei einer Tasse Kaffee die Nacht verwachen wollten.

Die Gräfin flüsterte mit ihrem Liebsten; dann verschwand sie aus dem Keller, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß es schon Eins vorüber war.

Sie ging ein wenig die Straße herunter. An der nächsten Ecke standen zwei Kinder, Mädchen von höchstens elf oder zwölf Jahren, die kurze, auffallende Kleidchen und sogenannte Babyhüte trugen, in deren rosa Futter die geschminkten Gesichter und gebrannten Locken wie entstellte Puppenköpfe standen.

„Na, wieviel habt Ihr?“ fragte die Kupplerin barsch.

Die Kleinere von beiden lieferte ein Zwanzigmarkstück ab. Die Größere sagte mit weinerlicher Stimme und sich ängstlich zurückziehend, bis jetzt hätte sie noch gar nichts.

Aber der Arm des Weibes erreichte sie doch, und, von ein paar schrecklichen Maulschellen hin- und hergeschleudert, taumelte das Kind und sank schluchzend gegen die Hauswand.

„Um Dreie biste wieder hier, und wenn De da nischt ablieferst, denn Gnade Dir Gott, Du Aassticke!“

Die Kleinen schlichen davon, und die Gräfin begab sich ärgerlich wieder in den Janitscharen-Keller, wo ihr Bräutigam sie nun seinerseits ausschimpfte.

„Wat soll ick 'n damit,“ sagte er höhnisch. „Du weeßt doch, det ick heute bei Heinrichen muß, wo se mir Revanche geben wollen von neulich! ... Wat soll ick 'n da mit zehn Em?“

„Denn warte noch bis um Dreie,“ flüsterte das Weib, „wenn denn das Biest wieder ohne Geld kommt, denn schlage ick se tot! ...“

Sie hatte noch nicht auseredet, als die Kellertür sich öffnete und ein ungewöhnlich großer und kräftiger Mann, der hier wohlbekannte

Kommissar Rankert, das Lokal betrat.

Hutzelchen, der in der Nähe der Tür stand, sagte mit einer Art von demütiger Vertraulichkeit:

„Wie heißt? der Herr Kommissar wollen doch nicht schon wieder flebben?“

Er bekam keine Antwort. Der Beamte, der sich selten von einem Untergebenen oder Kollegen begleiten ließ, weil seine absolute Gleichgültigkeit jeder Gefahr gegenüber, die sich mit einer seltenen Kaltblütigkeit und Körperkraft verband, ihn besser schützte, wie alles Andere, der ging gerade auf den Tisch der Gräfin zu und sagte:

„Draußen stehen Ihre beiden kleinen Mädchen, von denen mich die eine eben angesprochen hat! ... kommen Sie mal mit!“

Der lange Bengel wollte aufbegehren, aber im nämlichen Augenblick hatte er eine Mauschelle, daß er zwischen die Stühle flog.

Dann fesselte der Kommissar die Gräfin und fuhr mit ihr nach dem Präsidium, wohin er auch die beiden Kinder mitnahm.

\* \*  
\* \*

Die Kaschemmen haben heute selten mehr in ihrem Äußeren jenen unheimlichen pittoresken Charakter, der sie zu einem so anziehenden Schauobjekt für den neugierigen Bürger macht, der jetzt und früher in Begleitung von Polizeibeamten sich auf eine solche nächtliche Fahrt begibt.

An mich selbst wird immer wieder das Ansinnen gestellt, Bekannte und weniger Bekannte auf meinen Spaziergängen durch das dunkle Berlin mitzunehmen. Jedoch stets mit demselben negativen Erfolg. Denn selbst wenn ich wollte, könnte ich den Leuten in unserm heutigen Berlin kaum noch etwas Anderes zeigen, als ein paar schlecht gekleidete, ordinär aussehende Menschen in der Umgebung einer schmutzigen und meist gar nicht wohlriechenden Destille. Die Annahme, daß die Verbrecher den neugierig hereinkommenden Herrschaften sogleich ein kleines Nachtasyl vorspielen werden, ist eigentlich recht naiv.

Sehen tun solche Leute gar nichts, und was sie zu hören bekommen, sind im besten Falle Anrempeleien, die sich sehr leicht zu Tätlichkeiten steigern können. Die Gauner wollen unter sich sein und bleiben. Es hält sehr schwer, mit ihnen näher bekannt zu werden und ihr Vertrauen zu gewinnen. Bei der geringsten, oft völlig haltlosen Mutmaßung eines

Verrates kommen ihre Krallen zum Vorschein, und dann kann man sich gratulieren, wenn man mit heiler Haut die Kaschemme verläßt.

Die Polizei kennt fast alle diese Lokale, es wäre eine Kleinigkeit für sie, den Boosten<sup>[99]</sup> die Konzession zu entziehen. Die Behörde tut das aber nicht, gerade wie die gute Bauersfrau nicht daran denkt, ihren Hennen die Nester wegzunehmen, in die diese ihre Eier legen. Denn dort findet die brave Polente<sup>[100]</sup> immer wieder ihre guten Bekannten.

Früher gab es interessantere Kaschemmen in Berlin. Da war der „dustere Keller“ am Büschingplatz, „das eiserne Pferd“ und der „Schmortopf“ im Scheunenviertel, der „Janitscharen-Keller“ in der Kommandantenstraße, ein Lokal in der Dresdenerstraße, das noch vor mehreren Jahren florierte und dessen ungemein interessanter Betrieb erst durch das generelle Verbot nächtlichen Konzertierens in der Reichshauptstadt gestört worden ist. Dieser Keller war ein Cabaret in des Wortes volkstümlichster Bedeutung. Es gab dort außer der bekannten Dame ohne Unterleib, dem zwei Centner schweren Knaben, dem Herkules und Degenschlucker auch einen Volkskomiker, der seine Lieder im echtsten Berliner Dialekt selber schrieb und alle Tages- und politischen Ereignisse in sein Bereich zog.

Aber dieses, wie die meisten anderen Lokale, welche noch den Charakter des alten Berlins, der alten Tabagie atmeten, sind der umstürzlerischen Bauart des modernen Spreebabels zum Opfer gefallen. Es gibt noch einige solcher Lokale in den Gäßchen zwischen dem Kölnischen Fischmarkt und der alten Parochialkirche; dieses Stadtviertel mit seinen düsteren Winkeln und der bis in diese aufgeklärten Tage hinein festgehaltenen schwärzlichen Romantik sagt wohl den Gaunern noch am meisten zu.

Weit mehr Kaschemmen finden sich indessen an der Peripherie der Stadt, auf dem Brunnen und auf dem Wedding, draußen im äußersten Osten und dann wieder mitten im Herzen Berlins, in der unteren Friedrichstadt, wo allerdings hauptsächlich Zuhälter mit ihren Mädchen verkehren. Es ist nötig, hierbei zu bemerken, daß Einbrecher und Zuhälter absolut nicht identisch sind. Wohl gibt es Luden<sup>[101]</sup>, die nebenbei auch Diebstähle, bezw. Einbruchsdiebstähle begehen, aber der eigentliche „schwere Junge“ ist als Zuhälter kaum anzusprechen ... Ja, man findet in den Kreisen des Verbrechertums, welche ihr Metier hoch halten, fast dieselbe Verachtung für den Menschen, der sich von der Schande eines Weibes ernährt, wie unter den Leuten, die ehrlich sind oder besser gesagt, nicht vom Diebstahl leben.

Außer den Kaschemmen gibt es noch andere Sammelpunkte für das Verbrechertum. Zuerst die Pennen, d. s. nicht offizielle, d. h. der Polizei nicht gemeldete Herbergen, die meist von alten Weibern unterhalten werden, dann Gasthöfe, niederen und niedersten Ranges, und zuletzt auch die Asyle für Obdachlose, vor deren Toren die Polizei oft genug den besten Fang macht.

Im Sommer sind auf den Stätteplätzen stehende Möbelwagen und unbeaufsichtigt liegende, weil nicht beladene Spreezillen sehr beliebte Nachtquartiere und geheime Versammlungsplätze. Auch Neubauten, leer stehende Keller und Hausböden werden gern benutzt.

Die beliebtesten Rendezvousplätze aber – es ist das leider nicht zu leugnen! – sind die „Herbergen zur Heimat“ und die sogenannten Volkskaffeehallen und Speiseanstalten. Es ist schwer zu glauben, was sich dort für ein Gesindel zusammenzieht.

Äußerst beliebte Treffpunkte sind ferner gewisse Tanzlokale, die teilweise mitten in der Stadt liegen. Kommt es aber darauf an, einen von der Polizei gesuchten Verbrecher zu verbergen, so sind es in der Hauptsache Prostituierte, die dem Verfolgten trotz der damit verbundenen Gefahr ihr Heim öffnen und ihn oft wochenlang versteckt halten.

Im allgemeinen ist es ein trauriges, wenig beneidenswertes Leben, was diese Leute führen. Sie aber haben, so paradox das klingen mag, das Gefühl der Freiheit. Sie wollen nicht arbeiten, weniger weil sie faul sind – denn das Einbrechen selbst ist durchaus keine so leichte Sache und erfordert den höchsten Mut, Kaltblütigkeit und die Anspannung aller Kräfte –, sondern sie wollen sich nicht freiwillig in die Knechtschaft begeben. Zwingt die Konsequenz ihrer Handlungen sie nachher, gar Sklavendienste zu tun, so nehmen sie das als etwas Unabänderliches hin. Aber wiederum in der Aussicht und in der Hoffnung auf die freie Selbständigkeit ihres Verbrecherlebens.

Meist sind es falschverstandene und von Kind auf mißleitete Energieen. Oft aber auch hysterische und in ihrer geistigen Komposition abnorme Menschen. Sehr selten gehören sie zu den Untüchtigen und Mittelmäßigen, von welchen unsere Zeit wimmelt.

Es ist keine Frage, daß der Egoismus der Gesellschaft berechtigt ist, wenn diese sich derjenigen versichert, die gesetzwidrige Eingriffe in das Eigentum oder gar in das Leben ihrer Glieder machen. Aber die Art, wie man den Verbrechern heute zu Leibe geht, ist falsch und hat ihre Unrichtigkeit in Jahrtausenden erwiesen. Es wäre nur selbstverständlich,

wenn die immer wachsende Intelligenz der Menschen auch hierin Wandel schaffte und wenn sie sich für die Folge nicht allein bei der Strafvollstreckung von den Gedanken der Humanität leiten ließe, sondern diese auch schon, und in noch viel weiterem Umfange, bei der Strafverfolgung in Anwendung brächte.

## VI.

# Im Kittchen

In schwarzen Wolkenfalten hing der Nachthimmel über dem Gefängnis, das aus zahllosen glühenden Augen hinaussah in die Finsternis. Die Gefangenen arbeiteten noch, und ein Durcheinander von klopfenden, hämmernden, schnurrenden, zischenden Tönen drang aus den meist geöffneten schweren Eisenfenstern, die in regelmäßigen Abständen neben- und übereinander die Bauart des Gebäudes mit leuchtenden Punkten auf die Mauer zeichneten.

Auf den gepflasterten Wegen, welche den Gefängnishof durchkreuzten, klang der dumpfe Tritt des Militärpostens, und hin und wieder kam es undeutlich und windverweht, einer Geisterstimme gleich, herüber, wenn der Soldat ein paar Worte mit dem Pfortner wechselte, welcher drüben links im Torhäuschen die Wache hielt.

Dann aber machte sich der Sturm auf. Er sprang über die hohe, unübersteigliche Mauer mit einem Satz hinweg und raste durch den Hof und schüttelte die regennassen Äste der vier Lindenbäume um den großen Kandelaber, daß sie ächzten. Er klapperte lustig mit den Glasscheiben der Laternen und suchte ihre gelben, trübflackernden Flämmchen zu verlöschen. Auch an den Mauern des Gefängnisses sauste er hinauf und besuchte die Gefangenen in ihren einsamen Zellen. Und die Gefangenen standen von ihrer Arbeit auf und gingen still, wie es die Hausordnung befiehlt, hin und schlossen die Fenster, deren Riegel kreischten und sich sträubten, wie alles in diesem widerspenstigen, unlustigen Hause.

Nun war es still. Die leuchtenden Fenster erloschen, und wie ein schwarzes gigantisches Rechteck ragte das Gefängnis in die Nacht. Auch der Sturm war zur Ruhe gegangen, vorher aber hatte er dem Himmel das düstere Gewand in Fetzen gerissen. Die flatterten nun von allen Seiten herunter und enthüllten ihn in seiner strahlenden, tiefdunkelblauen Nacktheit. Drüben stieg der Mond herauf wie ein großes, glänzendes Goldstück, und sein schönes, weihevolltes Licht ging über die Erde und erweckte die träumenden Frühlingsgeister ...

Der Aufseher von Station III war eben, auf Filzsohlen schleichend, herumgekommen und hatte, an jedem Griff der Stahlschlösser rüttelnd, noch einmal die Sicherheit der Zellen erprobt, als in Zelle 207 in dem

fahlen Licht, das durch das hohe vergitterte Fenster des kleinen Raumes fiel, eine weiße Gestalt von der eisernen Bettstelle herunterglitt und mit einem Sprunge an dem vorn an der Zellentür befindlichen Klosett war.

Den Deckel emporheben und in dem mit der äußersten Sauberkeit behandelten Becken – dafür sorgte schon die Gefängnisverwaltung! – mittelst einer Bürste das Wasser aus dem Standrohr ausschlagen – das war das Werk weniger Sekunden.

Dann kniete der Gefangene nieder, und während er wie in ein Sprachrohr hinein die Frage tat: „Seid Ihr schon da?“ hörte er rechts und links unter sich ebenfalls ein paar Leute das Wasser mit klatschenden Schlägen entfernen.

„Seid Ihr schon da?“ wiederholte der lange, magere Mensch leise.

„Woll,“ tönte es herauf.

„Ich bin da ... Karl.“

„Und Fritz?“

„Kommt gleich. Er holt bloß noch ein paar Stücke Brot, die er uffgespart hat vor Dir ... Hast Du 'ne Strippe?“

„Ja.“

„Denn laß se durchs Fenster ... Bist Du ooch da, Fritze?“

„Hier!“ Eine tiefe, branntweinheisere Stimme neben dem Berliner sprach jetzt.

„Is Walter da?“

„Ja, hier bin ich.“

„So. Denn laß man 'n Bindfaden runter!“

Der Lange schlich sich ans Fenster, wo er sich auf den dreibeinigen Schemel stellte und das schwere, an eiserner Gleitstange schräg zu stellende Fenster langsam herunterließ. Dann warf er den Bindfaden herab und wartete, bis unten angezogen wurde. Gleich darauf merkte er, wie die Schnur frei wurde, und zog sie mit dem darangebundenen Brot hinauf. Aber er beeilte sich, das Fenster wieder zu schließen; denn der Militärposten, der das Quietschen des Metalls wohl gehört haben mochte, war stehen geblieben und rief etwas hinauf.

Dann war der lange Gefangene, den die anderen Walter nannten, gleich wieder an dem etwas fragwürdigen Sprachrohr.

„Wie lange hast Du denn Kostentziehung?“ fragte Karl von unten.

„Fünf Tage.“

„Na, denn futtere man erst, hast wohl mächtigen Kohldampf.“

„Ich danke, es geht, aber ich esse nachher ... Fritz?“

„Was denn?“

„Meinen schönsten Dank!“

„Bitte, bitte, hat nichts zu sagen, Du hast es mir ja schon vorher vergolten.“

„Ach quatsch doch nich,“ kam Karl dazwischen. „Wat heeßt hier danken? Hier hilft eener den andern ... Und wenn die verfluchte Rasselbande denkt, wir sind hier zum Hungern, denn irrt sie sich. Weswegen hast Du denn Kostentziehung, Walter?“

„Die alte Geschichte! Ich hatte mir eine Cigarre angesteckt, und der Aufseher faßte mich ab.“

„Hatt’ste denn Feier?“

„Gewiß, und das hab’ ich sogar vor den Krallen dieses spürnasigen Hallunken gerettet.“

„So ... na weeßte, denn kennten wir uns eejentlich mal so’n Jiftbolzen leisten ... wofor manschen wir denn ’n janzen Tag in’n Tabak rum! Du läßt se wieder durchs Fenster!“

„Rauch’ zweie an, Walter, und laß sie mir runter, ich gebe Karl’n eine rüber,“ sagte der Wirt.

Und dieser kranke Mensch da oben, der eben jetzt eine empfindliche Hungerstrafe erlitt, weil er dem Drange, sich dieses unerlaubte Vergnügen zu verschaffen, nicht hatte widerstehen können – dieser blasse, brustkranke Mensch zögerte keinen Augenblick, die in seiner Matratze versteckten Zündhölzchen hervorzuholen und den Wunsch seiner Gefährten zu erfüllen.

Dann pafften sie, unbekümmert um Gott und die Welt, und machten ihre Glossen über die Gefängnisbeamten.

„Dieser Lump, der Eckerts!“ brummte unten der Trinker, „wie er als Einjähriger zu mir kam und froh war, daß ich ihm Kredit gab! Gespielt und rumgesumpft hat er, ’ne wahre Schande war’s. Jetzt is er hier und nennt sich Herr Oberinspektor und tut, als kennt er mich nicht mehr!“

„Wie kam es denn,“ hörte man Walter leise fragen, „daß Du ...?“

„Daß ich hierher kam?“ unterbrach ihn der Vorige.

„Na, das Geschäft stockte, es war damals gerade eine flauere Zeit ... mein Mädchel kostete mich auch zu viel ... kurzum, ich ging pleite ... und dann immer tiefer ... ick trank zuletzt, bloß um zu trinken. Schließlich lernte ich Karl’n kennen und trat bei dem in de Lehre ... denn der war

damals schon Meister, hahahaha!“ und der Gefangene lachte – ein widerwärtiges, branntweinverdorbenes Gelächter.

„Was, Karl?“

„Na ob! Ick versteh' mein Geschäft. Det wir diesmal krachen<sup>[102]</sup> jejangen sind, na det is ebend Schlamassel<sup>[103]</sup>. Aber et schadt nischt, laß uns bloß erst wieder raus sind, denn drehn wir 'n Ding, det sich verschiedene Leute wundern wer'n!“

„Ihr wurdet zusammen abgefaßt?“ fragte der im oberen Stock.

„Ja, und kriegten beide sechs Jahre. Wie lange hast Du denn, Walter?“

Eine Weile hörte man keine Antwort. Dann kam es, wie nach einem Entschluß, herunter: „Zehn Jahre.“

Der da oben überdachte seine Worte genau, ehe er sie aussprach. – Den beiden Einbrechern drängte sich dieser Gedanke fast gleichzeitig auf, ohne daß sie ihn einander mitteilten, und sie hatten das Gefühl, als ob es nutzlos wäre, ihn nach der Ursache seiner Strafe zu fragen.

„Un sieben haste schon runterjerissen?“ meinte der Berliner, „zehn Jahr ... Donnerwetter, det is 'n janz jehöriger Knast!“

„Und was mußt Du in der Zeit alles ausjestanden haben, hier in das verfluchte Haus!“ bedauerte nun auch Fritz seinen Leidensgefährten, und der Bleiche oben meinte, den Alkoholdunst zu spüren, der aus dieser Stimme aufstieg, obgleich der Inhaber seinen Lieblingsgenuß schon seit Jahresfrist entbehren mußte.

„Na, und was ich in der Zeit schon alles mit angesehen habe.“ sagte Walter. „Da kam 'n Mensch hierher, 'n Steuermann, der hatte sich betrunken, und durch seine Nachlässigkeit war das Schiff gescheitert und eine Anzahl von Passagieren umgekommen. Wie der 'n dritten Tag hier war, da sprang er eines Tages, wie wir unten auf dem Hof spazieren gingen, plötzlich aus der Reihe heraus und war, an dem Blitzableiter hinaufkletternd, mit einer Wuptizität ohnegleichen auf dem Dach. Es war im Frühjahr, und es regnete und war kalt; aber der Mensch, der plötzlich verrückt geworden war, saß da oben drei Tage und drei Nächte lang, und sie konnten ihn nicht herunterholen, denn sowie sie rankamen, lief er vorn an die Dachrinne und sagte: er würde springen. In der dritten Nacht früh um Fünfe, da kam der Gefängnisposten auf die Idee – es war zufällig auch 'n Mecklenburger – und sagte:

„Du, komm doch runner, wi wölln uns 'n stiewen Grog brauen ...“

Und da kam er runter ...“

Die beiden Gefangenen in der unteren Etage lachten, was sie konnten. Die Tragik des Vorfalls verschwand für sie in der letzten, komischen Szene dieses Dramas. Und dann meinte Karl:

„Da hat bei mir eener nebenan gesessen, der war immer ganz stille ... wißt Ihr, wir haben damals noch sone Demijohns beflochten mit Weidenruten ... na, und denn brachten se uns immer son Stücker acht bis zehn sone großen grünen Pullen in de Zelle rin. Und uff eenmal hör ick, wie mein Nachbar, et war so Freitag gegen Abend, de Pantoffeln hinstellt und zieht sich die Stiebeln an ... Denn det hört man ja janz jenau, wat der, der nebenan sitzt, machen tut. Und denn nahm er seinen Schrubber und stieg ruff und fing an, immer mitten mang die Flaschen rumzureiten, bis et Stücke gab. Und wie denn der Arbeetsuffseher kam, da hat er eens von de Bettstellenbeene losgewuchtet und hat den Meester damit eens über seinen Resedatopp gegeben, det 'n de Blüten gewackelt haben.“

„Na und nachher?“ fragte Walter.

„Nachher? ... na, nachher da hat er sich verbarrikadiert und hat keenen rinjelassen. Der ganze Korridor stand voll: der Oberuffseher war da und der Oberinspektor, un eener von de Ärzte, un 'n schanzer Schof Uffseher. Un schließlich da kamen die Lazarettgehilfen, und denn haben se de Diere gesprengt, und denn macht der da drin noch einmal „Uuuh!“, na, und denn haben se 'n rübergeschleppt nach de Tobsuchtszelle.“

„Ja, so was kommt hier häufiger vor,“ sagte der Wirt von unten her. „Eener is verdreht geworden, weil er seine Dresche kriegen sollte ... der hatte 'n Uffseher an de Brust gefaßt, und in der Nacht, ehe se 'n runterbringen wollten in 'n Keller, damit er da seine Hiebe kriegte, hat er plötzlich 'n Vogel gekriegt ... Überhaupt die olle eklige Hauerei: da hat neben mir eener gesessen, der hatte fuffzehn Jahre wegen unsittliche Geschichten mit kleene Kinder. Der war schon unter dem vorigen Direktor hier. Na, und das kann ich euch sagen, da hat's beinahe jeden Tag Keile gesetzt. Da hörte das Geheule und Geschreie hier gar nicht uff. Aber der hat ooch seine Strafe gekriegt, der Direktor, den haben die Maden bei lebendigem Leibe uffjefresen ...“

Walter oben lachte gedämpft:

„Das gibt's ja nich!“

„Doch jibt's, an de Wurmkrankheit is er krepirt!“

„Ja,“ log Karl, „det habe ick ooch jehört. Und is ooch recht so, wir sind doch nich bloß hier zum maltretieren und det se Schindluder mit uns treiben! ...“

„Wenn ich blos mein Pensum besser fertig kriegte,“ seufzte der Weinwirt. „Die olle Cigarrenwicklerei is schauderhaft! ... Was jloobt ihr woll, wie oft ich schon Kostentziehung und Kostschmälerung gehabt habe. weil ich mein Pensum nicht voll hatte ...“

Die beiden andern schwiegen. Dann sagte Walter:

„Wißt Ihr schon, daß der neue Direktor uns die Schreibhefte und Bleistifte entziehen will?“

„Ach nee!“

„Ja woll, mir hat's heite Abend der Kalfaktor gesagt, morgen früh kommt der Aufseher und holt ab ... Und die Bücher, die man kriegt, die sind so wie so schon nich zu lesen, lauter fromme Traktätchen ...“

„Ja,“ sagte Karl, „und mit's Essen, da is et auch man sehre mau; wenn ick so kennte, wie ick wollte, keene zehn Pferde hielten mich hier!“

Die beiden andern lachten. Plötzlich hörte Walter, wie unten die Deckel der Klosetts zuklappten, er selbst schloß den seinen ebenfalls vorsichtig und war mit einem Sprung wieder auf dem Bett, wo er sich rasch zudeckte.

Dann gingen unter ihm Zellentüren, er hörte gedämpfte Stimmen, und am nächsten Tage erfuhr er von dem Kalefaktor, mit dem er sich gut stand, daß Karl und der Weinwirt in andere Zellen verlegt und zu Strafrapport gemeldet waren.

\* \*  
\*

Die Gefängnisse – sie sind leider noch immer die *ultima ratio* der besitzenden und regierenden Klassen – haben in den letzten Jahrzehnten immerhin gründliche Wandlungen erfahren.

Früher benutzte man wohl alte Kasernen oder sonstige Gebäude zu diesem Zwecke, die sich mit ihren langen finsternen Korridoren, den nur durch ein kleines und dann noch dicht vergittertes Fenster schwach erleuchteten Zellen und durch den Mangel an jeder gesundheitlichen Fürsorge für den Gefangenen so wenig wie möglich für den gedachten Zweck eigneten. Diese Gefangenenanstalten boten auch in den meisten Fällen wenig Sicherheit gegen das Ausbrechen geübter und entschlossener Sträflinge. Zu den wenigen Gerätschaften, die sich damals in einer Gefangenzelle vorfanden, gehörte unter anderem der die Luft verpestende Unrateimer; auch befanden sich in vielen dieser Räume in die Mauer eingelassene Ketten, an die man die Gefangenen schloß, sobald sie sich irgendwie unbotmäßig zeigten. Stock und Eisen,

das waren die Zeichen, in denen das Gefängniswesen jahrhundertlang seine traurigen Triumphe feierte.

Eine regelmäßige Arbeit im Sinne der heutigen Gefängnis- und Zuchthausbeschäftigungen gab es damals noch nicht. Dagegen wurden die Bedürfnisse der Gefangenen nach Möglichkeit von den Inhaftierten resp. durch ihre Arbeit bestritten. Heute sind in Deutschland zum großen Teil Anstalten erbaut, in denen sich die Gefangenenbehandlung nach einem einheitlichen Plane regelt, wenn dieser auch keineswegs Anspruch erheben darf, einer wirklich rationellen Sozialpolitik zu genügen.

Die Unrateimer haben in den meisten Fällen den Wasserklosetts Platz gemacht, wie auch jede Zelle mehr oder minder ihre eigene Leitung hat. Und während in früherer Zeit durchschnittlich vier bis acht Gefangene in einer Zelle beisammen saßen und die alten, erfahrenen Verbrecher so die beste Gelegenheit fanden, das Gemüt der Neulinge vollends zu vergiften, hat man sich in neuerer Zeit dazu verstanden, eine scharfe Scheidung eintreten zu lassen zwischen denen, die die Bahn der Gesetzlosigkeit zum erstenmal betreten haben, und solchen, die man mit einem treffenden Ausdruck „Rückfällige“ nennt. In allen größeren modernen Gefangenenanstalten gibt es heute einen sogenannten Maskenflügel. Das ist ein System von neben- und übereinander angeordneten Zellen, von denen jede etwa 3:4 m groß und ca. 3½ m hoch ist und in denen die Gefangenen, deren Strafe drei Jahre nicht übersteigt, ihr Verbrechen büßen.

An diesen Maskenflügel gliedert sich ein fächerförmig durch Mauern getrennter Spazierraum und eine Kirche bzw. Schule an, in der die Gefangenen ebenfalls jeder einzeln in nebeneinander und terrassenförmig übereinander angeordneten Kästen untergebracht sind, so daß keiner von ihnen den anderen, aber jeder den Pastor resp. Lehrer zu sehen vermag.

Die in diesen Gefangenenanstalten wöchentlich zwei- oder dreimal abgehaltene Schule hat sich als außerordentlich segensreich erwiesen, und es ist kein Zweifel, daß eine große Anzahl von Analphabeten und Garnichtswissern sich dort wenigstens die Rudimente der Volksschulbildung aneignet und sich dadurch weit fähiger für den Kampf ums Dasein macht.

Über die Kirche ist das gleiche kaum zu sagen. Es sind wohl nur wenige, die im Gefängnis oder Zuchthaus mit aufrichtigem Herzen beten. Von den meisten wird die Religion, heimlich verspottet und

öffentlich geübt, als Mittel betrachtet, um sich irgend welche Vorteile und Annehmlichkeiten zu verschaffen.

Die Gefängnisbeamten werden zum großen Teile so schlecht bezahlt, daß man sich wundern muß, wie selten Bestechungen und Ungerechtigkeiten vorkommen. Dahingegen haben wir heute in Deutschland schon eine ganze Anzahl recht humaner Strafanstalts-Direktoren, denen viele, die ihre traurigste Lebenszeit hinter den roten Mauern verbringen müssen, von Herzen dankbar sind.

Auf jeden Fall aber sind die Strafen, d. h. die Gefängnis- und Zuchthausstrafen, im allgemeinen viel zu hart, und man kann wohl behaupten, daß die sie verhängenden Richter sich gar kein Bild davon machen, welchen Martern sie die Verurteilten aussetzen. Sie würden sonst, das muß man zur Ehre der Gerechtigkeit und Menschlichkeit annehmen, milder urteilen.

## VII.

# Zum Tode

Am achtundzwanzigsten hatte Friedrich Bewer erfahren, daß sein Gnadengesuch abschlägig beschieden worden sei – er wartete nun auf die Hinrichtung ...

Das heißt, warten ist da eigentlich ein schlechtes Wort: Friedrich Bewer, dieser große, breitschultrige, stiernackige Mensch, in Ostpreußen geboren, – wo sein Vater Holzfäller gewesen war und die Mutter dazu verdient hatte, als Soldatenschnepper – stockkatholisch und mit einer Intelligenz, die im umgekehrten Verhältnis zu seinen enormen Körperkräften stand – dieser Friedrich Bewer saß in der weißgrau getünchten Zelle auf dem dreibeinigen Schemel und starrte vor sich hin. Dann und wann schüttelte er seinen zweiundzwanzigjährigen, schwarzborstigen Kopf und stieß brummende Töne aus. Und wenn er sich dann erhob und näher ans Fenster ging, das, übermannshoch und mit schweren Traillen vergittert, nur den Blick in den bewölkten Februarhimmel freigab, dann glich er so recht einem der starken masurischen Bullen, der einen Menschen auf die Hörner genommen und zu Tode gestoßen hat, und den nun bald der Schlächter holen soll.

So wartete Friedrich Bewer ...

Die Gedanken kamen und gingen in seinem Kopfe – der wulstige Lippen, kleine schwarzbrennende Augen und mächtige Kiefer hatte – wie Leute, die nach einem Erdbeben ihre Heimat wieder aufsuchen und sich nicht mehr zurechtfinden ...

Seine großen, schwarzbehaarten Fäuste, die so oft die Floßstange in den lehmigen Grund der Weichsel gestoßen hatten, die hart und unempfindlich geworden waren vom Schippen und Karren bei der Kanalarbeit, die hatte man gefesselt. Ohne Not eigentlich, denn seit seiner Inhaftnahme, bei der er natürlich Widerstand leistete, war er fromm wie ein Lamm. Und die Kette, welche die breiten eisernen Handschellen verband, klirrte bei jeder Bewegung und weckte Friedrich Bewer oft aus dem Schlafe.

Die Bibel lag offen auf dem weißgescheuerten Holztisch. Manchmal sah der zum Tode Verurteilte auch hinein. Der Pfarrer, der in den letzten Tagen mehrmals zu ihm gekommen war, hatte ihm gesagt: in diesem Buch sei einer, der ihm helfen könnte ... Und das nahm Friedrich Bewer

wörtlich, ganz wörtlich! ... Aber sein Geist paßte die Buchstaben nur mühsam aneinander, und wenn auch Worte draus wurden, so blieb doch das Satzgefüge dunkel für ihn, und er bohrte und grub vergeblich in diese rätselhafte Tiefe ...

Man glaubt ja nicht, wie leicht so ein Kopf, der auf einem pferdestarken Körper sitzt, müde wird bei der geringsten Anstrengung des Geistes ... Und nachlassen durfte er nicht ... Es ist niemand da, der ihm befiehlt, aber er kann nicht anders, als immer weiter arbeiten an dieser fürchterlichen Frage: warum muß ich sterben??

Es ist nicht wahr, Friedrich Bever fürchtet sich nicht vor dem Sterben selber. Er hat sich damals, als sie den eben Achtzehnjährigen wegen schweren Diebstahls für anderthalb Jahre ins Zuchthaus steckten, ruhig in den Bock spannen lassen. Und wie sie ihm dann die fünfundzwanzig auf das nackte Gesäß aufgezählt hatten, da ist er ganz stille, ohne Geschrei und ohne zu klagen, wieder raufgegangen in seine Zelle. Wegen Gehorsamsverweigerung war's. Und er fand, als der Sohn von Sklaven, der selbst ein Sklave war, die Sache durchaus in Ordnung ... Also das Beil, an das konnte er denken, ohne daß es ihn schüttelte ... Aber nachher ... nachher ... nachher war Friedrich Bever nicht mehr da, wo die anderen waren! ... Er konnte keinen Schnaps mehr trinken, kein Mädels mehr haben und nicht mehr reden, nicht rauchen, nichts, nichts mehr, bloß tot sein ...

Wenn er soweit in seinem Denken gekommen war, dann drehte er sich regelmäßig nach dem Aufseher um, der in seiner Ecke saß und gleichgültig auf den großen Menschen blickte, dessen letzte Stunden er bewachte ... Und der Aufseher ahnte gar nicht, wie nahe dann Friedrich Bever daran war, seine Fäuste ineinanderzukrallen und das Eisen seiner Fesseln auf den Kopf des träg Darsitzenden niederzuschmettern ... Es war auch kein Mitleid, was den Masuren daran hinderte – so feine Gefühle gedeihen in den Schichten seiner Herkunft nur spärlich! –, nein, vor ihm war die eisenbeschlagene Zellentür und dahinter wieder Türen und Mauern und Aufseher und Soldaten ... man kam da ja doch nicht durch! ...

Und dann rannte diese gehetzte Idee des Lebenwollens in ihm zurück wie ein Hund, der seinen Herrn verloren hat, und kam bis an die kleine Tür, die die Frau aufmachte ... die Frau, die er erschlagen hatte ...

... „Was wünschen Sie?“ ...

... „Ach, ich ... bitte ...“

... „Sie haben woll Hunger? Na, warten Sie, ich hol’ Ihn’ was zum essen!“

Sie dreht sich um. Und da steht hinten ihr Rockschlitz auf, so daß das Weiß des Unterrockes sichtbar ist.

Das erregt ihn.

Und dann hört er sie in der Küche mit Geld klimpern.

„Ich geh’ rein!“ denkt er. Und tut’s. Und macht die Korridortür hinter sich zu. Und da kommt sie schon wieder aus der Küche auf den Korridor, und er sieht, sie kriegt Angst ... Vielleicht hätte sie nur mit starker Stimme sagen brauchen: „Was fällt Ihnen denn ein?! ... Machen Sie, daß Sie rauskommen!“ ... Aber nein, sie kriegt Angst, und da blitzt’s in ihm auf: „Schlag’ sie tot!“

Sie schreit!!! ...

Seine Krallen ist an ihrem Hals ... Er zerrt sie in die Küche! Da hängt das Hackebeil ... Und krach! krach! krach! mit der stumpfen Seite, wie man ’n Schwein totschiägt ...

Nachher wird ihm angst. Er nimmt rasch ihr Portemonnaie, in dem nur ein paar Silbergröchen sind, weiter traut er sich gar nicht zu suchen ... bloß weg, damit er die weitaufgerissenen blauen Augen, zwischen denen Hirn und Blut sickert, nicht mehr sieht ...

Na, den Tag ißt er gar nichts, und den nächsten auch nicht viel ... Davor, einen Menschen blutig zu schlagen, schreckt seine Roheit nicht zurück; das hat er schon mit sechzehn Jahren zu Hause auf dem Tanzboden getan ... Aber einen totmachen ... ’ne Frau noch dazu! ... und nicht etwa aus Wut ... bloß wegen Geld ... Er kann es nun selber gar nicht mehr begreifen, und es ist ihm, als sei es ein ganz anderer gewesen, als er selber, der den Mord begangen hat ...

In solcher Empfindung bleibt er vor dem roten Plakat an der Litfaßsäule stehen und ist wütend, daß es ihm nicht gelingen will, die schwarzen Buchstaben auf dem zinnoberfarbigen Papier zu vereinigen. Schließlich bittet er einen anderen Müßiggänger. Der liest’s ihm vor. Niemand kann aus dieser vagen Beschreibung des Verbrechers einen Verdacht gegen ihn herauslesen. Aber sein eigener, ungelenker Kopf wittert überall Verrat. Und wie er so schein davonschleicht, wird sein Helfer beim Lesen, dem natürlich die Zunge nach den tausend Mark Belohnung herabhängt, argwöhnisch. Er geht ihm nach, und wie’s der Bewerber merkt, fängt er an zu rennen.

Der Andere zum nächsten Schutzmann, und „Halt ihm! ... Halt ihm!“

...

Drei liegen schon zerschunden auf dem Asphalt, da schmeißt sich ihm ein Droschkenkutscher entgegen. Der fliegt auch hin, hält aber fest! Und von Menschenfäusten bedeckt, die sich in seine armseligen Lumpen, in sein Fleisch, ja in seinen Mund hineinkrallen, nimmt ihn die Polizei in Empfang.

Er leugnet, leugnet alles.

Aber man hat ihn zur selben Stunde in dem Hause gesehen. Er hat ja nicht nur bei der Ermordeten gebettelt. So verwickelt er sich in die tollsten Widersprüche, bleibt aber bei seinem „Ich war's nicht!“ Auch wie man ihm den von seinem Beinkleid abgerissenen Knopf zeigt, der in der Küche der armen Frau gefunden wurde. Die Stofffasern unter ihren Nägeln, die Blutflecke an seinen Kleidern – daß man daraus wissenschaftliche Beweise für seine Tat herzuleiten im stande ist, das ist er nicht fähig, zu begreifen ...

Herr Gott! Er kann ja nicht lesen und schreiben! Das einzige, was er auswendig gelernt hat und weiß, ist das Ave Maria und das Paternoster. Außerdem hat er in ewig dumpfer Mühe das Floß gestoßen und Erde gekarrt! Die Fuselflasche und ein schmutziger Frauenkörper sind seine Freuden gewesen. Und der Pfarrer, hat man ihn gelehrt, ist im stande, alle Sünden zu vergeben! Man muß nur beichten und bereuen! Das will er ja! Alles, alles will er beichten und bereuen! ... Aber nur dem Herrn Pfarrer! ...

Dem hat er's denn auch eingestanden. Und da ist dieses furchtbare Geständnis hineingefallen in das Ohr des Geistlichen, wie in einen bodenlos tiefen Brunnen ... Und der Pfarrer hat ihn absolviert.

Gott hat ihm verziehen. Gott kann verzeihen. Die Menschen kennen nur Rache. „Wer Menschenblut vergießt, dess' Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden!“ – – Friedrich Bever, dessen Ohr nur das unverständliche Latein der katholischen Bibel traf, kennt diese Worte nicht. Aber er versteht plötzlich ihren grausamen Widersinn. Jetzt wird ihm klar, daß man nicht morden darf, er nicht, aber der Staat, die Gerechtigkeit auch nicht! ...

Die Gerechtigkeit ...

Und er leugnet und sagt immer wieder: „Ich war's nicht!“ Seine Reue ist mit der Beichte an den Priester erschöpft, und die Träume, in denen die Erschlagene blutig und mit angstverzerrten Zügen da ist, die ärgern

den Masuren nur, weil er allmählich begreift, wie viel das Leben wert ist, das er für so wenig in die Schanze geschlagen hat ...

Aber den Tod, den Tod durch Henkershand, den begreift er nicht, bis zu seinem Ende. Schon während der Gerichtsverhandlung, von der er nur das wenigste verstand, hat seine schwerfällige Seele sich damit herumgeschlagen, wie der Adlerjäger, der, oben am höchsten Grat hängend, die schwarzen Fittiche des Riesenvogels um sein Haupt rauschen hört ... Und dieser Kampf mit dem Tode, der gerade auf ihn zuschreitet, nimmt kein Ende! In den harten Worten des Gerichtspräsidenten und den Aussagen der Zeugen erklingt sein Brausen. Diesen furchtbaren Feind, der unsichtbar ist und nie ermüdet, kann selbst der starke Ostpreuße nicht bezwingen. Jede Stunde rückt ihn ihm näher. Und die Tage, die anfangs noch wie Fliegen im Winter daherkrochen, rasen jetzt vorbei wie Schnellzüge ...

Die Verurteilung, die Revision, deren Zurückweisung, Gnadengesuch, dessen Ablehnung, alles scheint eins, scheint das Werk von Stunden, von Minuten zu sein ...

Friedrich Bewer hat die Empfindung, als hätt' ihn jemand am Halse und reißt ihn, trotz all seines Sträubens, mit überlegener Kraft fort. Manchmal darf er sich noch umsehen. Da taucht der hölzerne Kirchturm in seinem Heimatdorfe an der Weichsel auf. Es ist Sommer, die Sonne scheint wunderschön ... Und blau ist der Himmel ... Die Frösche quaken am hellen Tage auf den Wiesen. Da hinten beim Dorf sind die Leute, die Marja auch ... Heu machen ...

Der Aufseher blickt wie strafend empor: Friedrich Bewer hat laut aufgeseufzt ...

Zwei Tage später kommt der Gefängnisdirektor und sagt „Morgen früh ...“ Er sagt ja noch mehr, aber der Gefangene versteht bloß: „Morgen früh ...“

Und er weint.

Aber abends die Bratkartoffeln – Bratkartoffeln!! – und das Beefsteak, der Rotwein und die Cigarren, ah, das ist fein! ... Da lächelt der Bewer. Und die Nacht schläft er, schläft fest und traumlos, wie einer, der das beste Gewissen von der Welt hat ...

Um halb sechs muß man ihn wecken. Er verstellt sich nicht, er schläft wirklich. Wie er die Augen aufschlägt, lacht er noch ein bißchen. Aber plötzlich erblickt er seinen Feind wieder, der jetzt hoch aufgerichtet, mit eisernem Angesicht, vor ihm steht und nach ihm greift ... Zitternd erhebt sich der Masure.

Der Kaplan kommt, Friedrich Bewer hört gar nicht, was er sagt – er sieht nur den Feind, seinen Überwinder.

Im Gefängnishof wirft er sich gegen die Aufseher. Die Knechte des Henkers eilen herzu – ein Kampf, sein letzter. Denn der Feind ist stärker ...

Ha! ... Da kommt etwas Blitzendes durch die Luft! ... Das Gebrüll hört auf. Plötzlich. Und der Nachrichter, rasch herzutretend:

„Herr Staatsanwalt, die Exekution ist vollzogen!“ ...

# Die Gaunersprache (Chochom loschen).

- [1] Kohldampf schieben = Hunger haben.
- [2] Ein Ding drehen = ein Verbrechen begehen.
- [3] Verschütten = verhaften; verschütt gehen = verhaftet werden.
- [4] Rötel machen = Blut vergießen.
- [5] Anthropometrische Daten = Maßbestimmungen, die an den Verbrechern aufgenommen werden behufs ihrer späteren Wiedererkennung.
- [6] Der Keller = die meist im Souterrain befindlichen Lokalitäten, in welchen in den Gefängnissen die dort für kleinere Vergehen verhängten Hausstrafen abgesessen werden.
- [7] Schwimmen = im Gefängnis, besonders in Plötzensee sitzen.
- [8] Jemmchen = Jahr.
- [9] Etwas schieben = Verbrechen begehen.
- [10] Die Winde = Gelegenheit zum stehlen; in anderer Bedeutung auch Haus und Arbeitshaus.
- [11] Baldowern, einen Diebstahl baldowern = ihn auskundschaften.
- [12] Anfassen = stehlen.
- [13] Die Sonne scheint, die Sonne scheint hell = die Polizei ist auf den Verbrecher aufmerksam.
- [14] Chochem = ein gewitzter Junge.
- [15] Dalles, Bruch u. Co. = in schlechter Verfassung, in Not; in Bruch sein = schlechte Kleidung haben.
- [16] Bürgerbrief = Entlassungsschein aus dem Gefängnis.
- [17] Koffscher = frei.
- [17a] Masematten = Diebstahl.
- [18] Ausblenden = Auskundschaften.
- [19] Mit'n Arm ins Nasse setzen = freche Redensart für Anführen, im Stich lassen.
- [19a] Teilachen = Ausrücken.

- [20] Zaster = Geld.
- [21] Blinder = Kundschafter.
- [22] Fürsorge = Anstalt für Fürsorge-Erziehung von gefallenem Mädchen.
- [23] Türmen = Fortlaufen.
- [24] Kies = Geld.
- [25] Die Asche vergraben = das Geld verstecken.
- [26] Geideck = Bankhaus.
- [27] Verbeckern = vergiften.
- [28] Der Masematten fällt = der Diebstahl wird ausgeführt.
- [29] Klamonis = Nachschlüssel, Dietriche.
- [30] Tantel = Schränkzeug, Brecheisen etc.
- [31] Elle = langes Brecheisen.
- [32] Päger (auch Pejer) = Stück mit sogenannten Krähenaugen vergifteten Fleisches.
- [33] Pallopeten = eigentlich Polizeioffiziere, aber auch Polizisten im allgemeinen.
- [34] Schmiere stehen = aufpassen, während die anderen stehen.
- [35] Chrawusse = Diebsgenossenschaft.
- [36] Dufte Schale = guter Anzug.
- [37] Stecher = feine Sticksäge.
- [38] Lewone machen = halbkreisförmiges Loch aus der Türfüllung heraussägen.
- [39] Lude = langes Brecheisen.
- [40] Sore = Diebsgut.
- [41] Kabore legen = verstecken, vergraben
- [42] Schwenken = begehen.
- [43] Dibbern = sagen.
- [44] Kesse Penne = sichere Herberge.
- [45] Keibe = Weib, Mädchen, Braut.
- [46] Pfeifen = weitersagen, evtl. verraten.
- [47] Gimel Schof Knast = drei Jahre Gefängnis (Gimel = drei).
- [48] In die Kühle kommen = ins Untersuchungsgefängnis kommen,

- [49] Bei leile = bei Nacht; bei leile gehen = bei Nacht stehen oder einbrechen.
- [50] Moskuppen-Masematten schieben = Geldschrank-Einbrüche begehen.
- [51] Blechkasten = Geldschrank.
- [52] Zaaf (nach dem englischen *Safe*) = Tresor.
- [53] Dessin = die Art und Weise, die sich jeder Dieb zurechtlegt, um seine Tat danach auszuführen.
- [54] Panzerheinrich = eine Kombination von Brecheisen und Schraubstockkopf, die an die loszubrechenden Teile festgeschraubt wird.
- [55] Wricke = linealartiges Werkzeug aus härtestem Stahl, mit schmalen Einschnitten, mit dem die Panzerplatten der Geldschränke stückweise abgebröckelt werden.
- [56] Schränker, Knacker = Einbrecher,
- [57] Krummkopf = Brecheisen mit gebogener Klaue.
- [58] Flebbe = Ausweispapier; flebben = Ausweispapiere nachsehen, und zwar von seiten der Polizei.
- [59] Greiferei = Kriminalpolizei.
- [60] Oser = auf keinen Fall, unmöglich.
- [61] Verassern = verraten, verreden, auch zu Grunde richten.
- [62] Bei jom = bei Tag.
- [63] Bei jom und bei leile = bei Tag und Nacht.
- [64] Pißchen = Ort zur Unterredung.
- [65] Pech geben = ausrücken.
- [66] Die Faulen = Kriminalbeamten.
- [67] Kletterhanne = Spitzname für ein Frauenzimmer.
- [68] Lehnepump = die Kleider, welche von der Kupplerin an Prostituierte zu hohen Preisen verborgt werden.
- [69] Tauben haben = Glück haben.
- [69a] Porum = der Inbegriff des ganzen Diebshandwerkzeuges.
- [69b] Kappen = fortnehmen, fassen.
- [70] Hölle = Untersuchungsgefängnis.
- [71] Linkmichel = Jemand, der nichts von der Sache versteht.

- [72] Schmuse betucke! = sprich leise!
- [73] Der Chochem ist besser wie der Chammer (jüdische Redensart) = der Kluge ist besser wie der Dumme.
- [74] Vorbeifassen = bei einem Diebstahl nichts gewinnen.
- [75] Zaccum melochen = mit dem Messer stechen.
- [76] Versargen = verhauen.
- [77] Pickpocket = Juwelendieb.
- [78] Blauflügel = Hundertmarkschein.
- [79] Schickse = Braut.
- [80] Bleiben = wohnen; Bleibe = Wohnung.
- [81] Moccum = Stadt.
- [82] Die Heimlichen = Kriminalschutzleute.
- [83] Bruchkadett = Jemand, der im Bruch ist, der gar nichts hat.
- [84] Chalderapes = Raub.
- [85] Chilferfahrt = falsches Geld ausgeben.
- [86] Chaumeln = gemeine Redensart.
- [87] Kesse Tantel = gutes Einbrecherwerkzeug.
- [88] Gebumst = verhaftet.
- [89] Talfer = Bettler.
- [90] Balmischpet = Untersuchungsrichter.
- [91] Knast schieben = Strafe absitzen.
- [91a] Lawer Prinz = fauler Junge.
- [92] Gamel (Schimpfwort) = etwa Rindvieh, oder alter Esel.
- [93] Scheinling = Auge, auch Licht, Laterne.
- [94] Ankobern = sich ranmachen.
- [95] Blüten stechen = Falschgeld an den Mann bringen.
- [96] Eisbär schneiden = Einbruch vorbereiten.
- [97] Flanellwache halten = verliebt, jung verheiratet sein, mit der Frau tändeln.
- [98] Platte reißen = die Nacht ohne Obdach auf der Straße zubringen.
- [99] Boost = Herbergswirt.
- [100] Polente = Polizei.

[101] Lude = Zuhälter.

[102] Krachen gehen = verhaftet werden.

[103] Schlamassel = Unglück.